Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 13. Juni 1931 Nummer 12

Inhalt

Der Schächer, der Zöllner und Zachäus. . . . . Martin Rade

Die Meisterlehre. 5. Schluß . . . . . Paul Gerlach

Soll ich dialektische Theologie studieren? Wilhelm Weißenborn

Enttäuschung . . . . . Heinz Erich Eisenhuth

Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung. 3. Schluß . . . . . Friedrich Falk

Nationalsozialismus. Bewegung und Partei; Agitation; Politische und wirtschaftliche Romantik . . . . . Hans E. Friedrich

Frauen contra Frauen . . . . . Katharina Hamel-Funke

Die Gottlosen-Bewegung . . . . . Kurt Böhme

Nordisches Christentum . . . . . Ernst Harms

Bemerkungen zu den „Naturreligionen" (Preuß u. A.) . . . . . Arthur Bonus

Die Urkunden des bischöflichen Methodismus (Fabricius) . . . . . Otto Ritschl

Für die Minderheiten (Wittstock) . . . . . Karl Jadziewski-Jask

Zur deutsch-amerikanischen Verständigung . Werner Petersmann

Caveant consules! An den Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen . . . . . Ewald Stier

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Ein Dokument der Menschheitsgeschichte
in die Sprache und den Geist unserer Zeit übertragen!

Die Offenbarung eines höheren Menschentums gegenüber parteipolitischer Verblendung!

Demnächst erscheint:

DIE VERTEIDIGUNGSREDE DES SOKRATES

(PLATONS APOLOGIE)

ÜBERSETZT VON

PAUL MÜHSAM

Preis 1.60 Mark

*

Dr. Hanns Martin Elster, Berlin
schreibt nach Lektüre des Manuskriptes:

„Eine neue, lebensvolle, heutigem Sprachempfinden voll entsprechende Übertragung von Platons „Verteidigungsrede des Sokrates" in dieser Zeit herauszubringen, bedeutet ein besonderes Verdienst. Man muß solch Unternehmen um so mehr begrüßen, als Paul Mühsam, der neue Übersetzer, ebenso sehr Jurist wie Dichter ist und die Kräfte besitzt, die dem Wesen der Platonschen „Apologie" gerecht werden. Es handelt sich ja in Platons Werk nicht um ein „Plädoyer" schlechthin, sondern um die Offenbarung eines höheren Menschentums mitten in der Massenpsychose eines Volksgerichtssaals: Sokrates stand 501 Richtern gegenüber und rang mit parteipolitischer Feindschaft, er ward aber, obwohl zum Tode verurteilt, Sieger über seine Richter durch den Adel seiner Seele. Seine Wesensgestalt und sein Kampf mit einer kranken Demokratie richten in unserer Zeit Warnungen und Mahnungen auf, denen wir ernsteste Beachtung zu schenken verpflichtet sind. Darum hat die Apologie aktuelle Bedeutung für uns. Darum freuen wir uns über Mühsams sprachlich feine Übertragung, die geeignet ist, Sokrates' Gestalt und Ideen in besonderem Maße unter uns neu wirksam zu machen. Ich wünsche dem Büchlein breitesten Erfolg."

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Zum 100. Todestage
am 29. Juni 1931

Freiherr vom Stein

„Ein Meisterwerk der Forschung und Darstellung"
von Max Lehmann

Lwd. 14,— RM. 3. Aufl. 631 S.

Das Buch ist ein **Muster von Anschaulichkeit und Darstellungskunst.** Ein hohes Lied auf die glühende, anfeuernde Energie des geniebeschwingten Staatsmannes, wie er in aufopfernder Arbeit mit der von ihm geschaffenen Selbstverwaltung Gemeingeist und Bürgersinn wachrüttelt, jenen wahren und jungen Bürgersinn, der das Gefühl für das Vaterland und für die Ehre der Nation verbürgt. Ein Wegweiser zu den Charaktereigenschaften, die Deutschland aus tiefer Erniedrigung emporgeführt haben! „Die Brücke", Volksbücherei-Zeitschrift

Dieses Buch muß zur geistigen Ausrüstung des deutschen Volkes gehören. Berliner Tageblatt

Max Lehmann ist unter den Historikern unbestreitbar der größte Künstler. Frankfurter Zeitung

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 12 — Gotha, 13. Juni 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Der Schächer, der Zöllner und Zachäus [Sp. 537] — Die Meisterlehre. 5. Schluß [Sp. 538] — Soll ich dialektische Theologie studieren? [Sp. 541] — Enttäuschung [Sp. 545] — Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung. 3. Schluß [Sp. 548] — Nationalsozialismus. Bewegung und Partei; Agitation; Politische und wirtschaftliche Romantik [Sp. 553] — Frauen contra Frauen [Sp. 559] — Die Gottlosenbewegung [Sp. 562] — Nordisches Christentum (Grönbech) [Sp. 565] — Bemerkungen zu den „Naturreligionen" (Preuß u. A.) [Sp. 568] — Die Urkunden des bischöflichen Methodismus (Fabricius) [Sp. 570] — Für die Minderheiten (Wittstock) [Sp. 572] — Bücher und Schriften: Die Verantwortung der Kirche (Dibelius); Das Doppelgesicht des Christentums (Schenkel) [Sp. 573] — Zur deutsch-amerikanischen Verständigung [Sp. 577] — Caveant consules! An den Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen [Sp. 580] — Wöchentliche Chronik [Sp. 581] — Verschiedenes: Für schlaflose Nächte; Hoffnungslos; Lukas 23,31; Talismane; Charlie Chaplin; Kleine Mitteilungen [Sp. 583] — Versammlungskalender — Anzeigen

Der Schächer, der Zöllner und Zachäus

Ich muß heute in deinem Hause einkehren. Luk. 19,4

Heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Luk. 23,43

Im Reiche Friedrichs des Großen durfte Jeder nach seiner Façon selig werden. Im Reiche Jesu Christi *soll* Jeder nach seiner Façon selig werden. Denn unsre Façon ist von Gott.

Es sind sehr verschiedene Bekehrungsgeschichten: die vom Schächer, die vom Zöllner im Gleichnis und die von Zachäus, der auch ein Zöllner war. Aber die Kirche, mehr noch die Theologie neigt immer wieder dazu, nur Einen Weg des Heils zu sehen und zu verkündigen. Dogmatismus und Methodismus (ich rede hier nicht von der Methodistenkirche) gehen da Hand in Hand.

Die Szene mit dem Schächer ist vielleicht das Ergreifendste, Erschütterndste, was uns von Jesus erzählt wird. Da erleben wir: kein Mensch ist so verloren, so schuldig, so rettungslos gerichtet, daß es für ihn keine Erlösung, keinen Erlöser gäbe. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um wenigstens zu ahnen, was in der Seele dieses Menschen vorging. Es geht uns nirgends so in seiner überwältigenden Größe auf, was Gnade ist. Aber Torheit, Grausamkeit ists, wenn man nun jedem Menschen zumuten wollte, er müßte das Gleiche erfahren. Weder kann uns das ein Andrer suggerieren, noch wir uns selbst.

Auch der Zöllner im Gleichnis ist uns keine schwer zu entziffernde Größe. Jesus redet deutlich genug. Der Kontrast mit dem Pharisäer ist vollkommen. Und zum Glück vergleicht der Zöllner sich nicht mit dem Pharisäer. Sonst wäre alles vorbei gewesen. Sonst hätten sie wohl gar die Rollen vertauscht. Aber indem wir uns in den Zöllner hineindenken, ist das noch lange nicht unsre Situation. Wir können nicht einfach seine Nachahmer sein. Jesus erzählt uns die Geschichte, wir können daraus lernen, was zu unserm Frieden dient. Aber er verlangt darum von uns noch lange nicht, daß wir nach Art und Vergangenheit und Erleben genau diesem Zöllner gleichen müßten.

Denn da ist noch ein andrer Zöllner. Zachäus. Wenn wir diese Begebenheit mit erleben, wie weit ist sie entfernt von der Szene mit dem Schächer! Mit dem Gleichnis zwar hat sie Wesentliches gemein: auch dieses Zöllnerschicksal spielt sich mitten in der Pharisäergesellschaft ab. Aber wie fröhlich, wie erwartungsvoll sitzt Zachäus auf seinem Maulbeerbaum! Gleich einem Knaben, der den rechten Platz erwischt hat, den Einzug seines Königs zu sehen. Und der König winkt ihm, winkt ihn zu sich herab und wird sein Gast.

Jesus hatte mancherlei Weise, die Sünder selig zu machen. Er nahm einen Jeden nach seiner Façon. R

Die Meisterlehre

5

Bei aller Höhe, zu der ihr als Kinder des Vaters im Glauben geführt werdet, vergeßt aber nicht, was der Himmelskönig sich als sein Recht vorbehalten hat: das Gericht. Ihr seid zum Richten weder befähigt noch beauftragt. Wer sich dieses Amt anmaßt, versündigt sich am Willen Gottes und verfällt selbst dem Gericht. Mit jedem Urteilsspruch, mit dem ihr eure Mitbrüder verurteilt, ist nur ausgesprochen, wessen ihr selbst schuldig seid. Das Maß, welches ihr an das Handeln der Anderen legt, ist genau so anlegbar an euer Handeln: Was starrst du auf das Staubkörnlein in deines Bruders Auge? Den Balken in deinem Auge aber bemerkst du nicht! Oder wie reimt sich das zusammen? Du sagst zu deinem Bruder: „Halt still, ich will das Staubkörnchen aus deinem Auge entfernen" — und in deinem Auge ist allen deutlich sichtbar ein Balken. Du Selbstbetrüger, wirf zuerst den Balken aus deinem eigenen Auge heraus! Danach schau genau hin, und habe noch den Mut das Stäubchen aus dem Auge deines Bruders zu entfernen!

Gott hat euch zu seinem heiligen Eigentum erklärt. Nun aber laßt euer Heiligwerden nicht Anlaß sein der ekelhaftesten Sünde, des geistlichen Hochmuts. Ihr habt durch den Glauben an eure göttliche Kindeswürde euer böses Wesen ausgespien. Nur „der Hund frißt wieder, was er ausgespien hat". Indem ihr richtet, indem ihr die heilige Erkenntnis des Menschenwesens benutzt zur Menschenverachtung, freßt ihr das eurem Wesen Abträgliche wieder in euch hinein. Die Schmuckstücke des himmlischen Schatzes sind dann den Säuen preisgegeben, und „die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot". Hütet euch vor solchem Tun! Es wird sonst geschehen, daß der Schmuck eures Menschentums in den Kot gestampft wird. Was euch in den Königspalast tragen sollte, wird sich ins Gegenteil wandeln und euch zu Schanden machen. — Die Gotteskindschaft hebt nicht euer Menschentum auf und ersetzt es durch etwas „Höheres". Sie erklärt und verklärt nur euer und der Anderen Menschsein. Ihr tretet damit nicht über sie, sondern erst recht ganz und gar neben sie.

So vergeßt bei allem Reichtum, in den euch der Vater als Seine Kinder einsetzt, niemals, daß Seine freie Liebe es ist, die Allen Alles bereitet. Wir haben keine rechtlichen Ansprüche. Darum bittet, als Kinder in Zuversicht, vielleicht auch in kindlicher Torheit, und es wird euch gegeben werden. Es kann aber sein, daß der Gegenstand eurer Bitte schon von Gott irgendwo bereitgelegt wurde, also suchet auch, und ihr werdet finden. Oder Gott will, daß ihr eure euch gegebene Kraft zur Erreichung des Zie-

les einsetzt, dann nimm die Faust oder den Hammer und schlage an die versperrende Tür, und sie wird sich öffnen. Jeder Bittende spricht die Sehnsüchte aus, die Gott in seine Seele gepflanzt hat. Gott aber gab nur Verlangen nach Dingen, die wir brauchen, die Er bereit hat, die wir empfangen dürfen. Jeder Suchende beweist, daß er etwas verloren hat, an dessen Besitz er sich entweder erinnert, oder er ahnt in göttlicher Eingebung Dinge, in deren Besitz er kommen soll. Weil also Gott es ist, der ihn suchen heißt, so findet er gewißlich, wonach seine Seele umgetrieben wird. Jeder Tätige, der die Tür eines Geheimnisses bestürmt, handelt gleichfalls nicht aus strafwürdiger, vermessener Laune, sondern in göttlichem Zwange, also wird sich das Verborgene vor ihm auftun. Habt nur keine Angst vor eurer eigenen Kühnheit! Was Gott werden läßt, wird immer Seinem Wesen entsprechen. Oder könnt ihr euch einen Menschen denken, der von seinem eigenen Sohn um Brot oder einen Fisch gebeten wird, der ihm statt dessen einen Stein oder eine Schlange darreiche? Wenn nun ihr, die ihr doch zu allerlei Streichen aufgelegt seid, es nicht fertig bringt, euren Kindern, eurem Fleisch und Blut, andere als gute Gaben zu geben, wieviel mehr wird euer Gottvater Seinem Wesen treu bleiben? All unser Verlangen wird mit guten Gaben, würdig eines himmlischen Vaters, beantwortet werden.

Die Moral der Kinder Gottes, das heißt, die Anweisung, wie sie sich untereinander verhalten sollen, läßt sich auf eine ganz knappe und einfache, eine ganz menschlich natürliche Formel bringen: Alles, was ihr von den anderen Menschen verlangt, das seid jederzeit auch ihnen zu leisten bereit. Was eurem Wunsch und Wesen entspricht, genau das brauchen auch sie. Damit ist der ganze Inhalt einer weltlichen und göttlichen Sittenlehre angegeben.

Der Lebensweg der Söhne Gottes — vor falscher Hoffnung sei hier schon dringend gewarnt — führt nicht zu einem immer Breiter-, Behaglicher-, Reicher- und Üppigerwerden. Wer nur auf solches hofft, hat das Wort von der Königsherrschaft Gottes überhaupt noch nicht verstanden, der vergißt, daß Gott, der uns alles gibt, auch alles nehmen darf und muß. Darum seid gefaßt auf eine sehr schmale Pforte, durch die ihr hindurch sollt, vor der ihr euer Eigentum, Gepäck und Schmuck, sogar euch selbst von euch tun müßt. Die weite Tür und die breite Straße, wo man alles mit sich nehmen kann, ist ein Lebensweg der eitlen Selbsttäuschung. Das führt zu gar nichts. Aber so meinen die Vielen wandeln zu müssen, wenn nach ihrem Urteil das Leben etwas wert sein soll. Die Pforte ist für menschliches Maß hoffnungslos eng, und der Weg ist schwindelerregend, die in das wirklich fruchtbare Leben führen. Wie wenige finden diese Gelegenheiten zur Lebensfülle, weil man sie gar nicht finden will, weil der Unglaube sich grauen muß vor der Preisgabe alles Eigenen.

In solcher Not droht euch die schwerste Gefahr von solchen, die euch einen anderen als des Vaters Willen anpreisen. Ich kennzeichne sie in ihrem Wesen. Sie kommen in der Gestalt schmeichlerischer, weicher Zutraulichkeit, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. Sie versprechen euch alles Angenehme, Vorteilhafte für euch und entreißen euch damit den Händen eures Gottes, sie verhindern euer Wirken in Seinem Auftrag, sie machen euch feige, faul und unfruchtbar. Das sind die Wirkungen ihres Wesens, an denen ihr erkennt, in wessen Hände ihr geraten seid. Man kann ja auch nicht Trauben ernten vom Dornbusch oder Feigen von den Disteln. Jeder Baum bringt die seinem Wesen entsprechenden Früchte hervor, der gute die nützlichen, der schlechte die unbrauchbaren. Da helfen auch alle gegenteiligen Bemühungen nichts. Bei dem guten Baum besteht keine Möglichkeit, daß er schädliche, bei dem schlechten, daß er edle Früchte hervorbringe. Der Gärtner aber weiß mit einem Baum, der keine verwertbaren Früchte hervorbringt, nichts Anderes anzufangen, als ihn auszuroden und zu verbrennen. Das untrügliche Zeichen, das Wesen eines Willens zu erkennen ist die Frucht, die seinem Wirken entwächst.

Aber das darf euch nicht zur Erfolganbeterei verleiten. Denn die menschliche Sünde ist entweder Flucht vor dem, was Gott verlangt, oder ein Tun dessen, was Gott nicht verlangt. So habt ihr selbst vor erstaunlichen Taten die Pflicht, erst das Innere solcher Frucht zu prüfen, denn zu allererst hängt ihr Wert davon ab, ob sie als ein ausgeführter Befehl des ewigen Königs zu gelten hat. Nicht Jeder, der sein „Herr, Herr!“ sagt, hat ein Recht, sich als zugehörig zum Königreich Gottes anzusehen, sondern nur, wer sich der Befehlsgewalt des himmlischen Vaters gebeugt hat.

Da wo das Weltgeschehen sich enthüllt, werden sich Viele flehentlich an mich wenden: „Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen göttliche Wahrheit verkündigt? Haben wir nicht in deinem Namen unheilvolle Geistesmächte ausgestoßen? Haben wir nicht in deinem Namen zahlreiche, ans Wunderbare grenzende Kraftleistungen tun dürfen?“ Dann werde ich ihnen antworten: „Ihr seid mir völlig unbekannt. Ihr gehört eurem Wesen nach niemals zu mir. Denn ihr habt getan, was Gott euch nicht befohlen hat.“

Diese meine Lehre beruht auf dem Glauben an den einen himmlischen König, der unser aller Vater ist. Sie hat ihn zur Voraussetzung und zeigt in innerer Folgerichtigkeit, was wir mit unserem Tun und Leben sind, sobald wir glauben, daß Er ist. Daß Er ist, kann nicht Gegenstand meiner oder irgendeiner Lehre sein. Denn was ist, bedarf keines Beweises seines Daseins. Sein Dasein ist eine Sprache. Es spricht sich durch sich selbst aus.

Diese Worte aber, die ich euch dargelegt habe, gehen von der Voraussetzung unseres Daseins aus. Sie tragen dann die Folgerichtigkeit in sich. Sie einsehen heißt, zu einem entsprechenden Tun gezwungen werden, wenn man nicht vor seiner eigenen Glaubensüberzeugung unsinnig handeln will. Darum vergleiche ich den, der sich unter ihren Zwang stellt, einem klugen Mann, der bei dem Bau seines Hauses sich keiner leichtfertigen Gedankenlosigkeit schuldig macht und nicht schon in den falschen Grundlagen den sicheren Zusammenbruch verursacht, sondern bevor er baut, den Baugrund prüft auf seine Standhaftigkeit. Hatte dieser die genügende Festigkeit, so mögen die Gewittergüsse und Sturzbäche kommen, sie können es nicht unterspülen; so mögen auch die Stürme an ihm rütteln, sie werden es nicht erschüttern und zum Einsturz bringen. Denn es ist auf den Felsen gegründet. Es hat die Grundlage, die in sich selbst stärker ist als alle auflösenden Mächte, es beruht auf Gott und erhebt sich darüber in richtig durchdachter Konstruktion.

Wie könnte aber Jemand diese Lehre hören, ohne sich von ihr zu entsprechendem Tun verpflichtet zu fühlen? Das wäre nur dann möglich, wenn er von einer anderen Voraussetzung ausginge, wenn Gott nicht die Grundeinheit aller seiner Berechnungen wäre. Er rechnet dann mit Dingen und Kräften, die jedem Einflusse nachgeben und in jedem Augenblick ihre Gestalt verändern. Ihn vergleiche ich mit Recht einem Baukünstler, der sein Haus auf Treibsand errichten will. Es werden die Gewittergüsse und Platzregen kommen, und die Stürme werden an ihm rütteln. Dann werden die vorzüglichsten Oberkonstruktionen nichts nützen. Das Haus muß mit furchtbarer, sich selbst zerstörender Gewalt in sich zusammenbrechen.

Als Jesus seine Rede beendet hatte, waren die Hörer in einer gewaltigen inneren Erregung. Denn seine Art zu sprechen verriet keinerlei Bindung an irgendwelche geschriebenen oder überlieferten Autoritäten. Er forderte, als wenn Gott selbst fordert.

Berlin Paul Gerlach

Soll ich dialektische Theologie studieren?

Vgl. 6, 248 ff. 8, 359 ff. 9, 404 ff. 11, 507 ff.

Darf auch ein Nichttheologe ein Wort zu dem Streit um die dialektische Theologie sagen, wenn schon ein Theologe glaubt sich entschuldigen zu müssen, daß er, der kein Universitätsprofessor, sondern „nur einer vom Lande" sei, in die Debatte eingreift? — Ich nehme nicht an, daß der Aufsatz von Herrn Pfarrer Mannweiler „die dialektische Theologie auf dem Dorfe" unwidersprochen bleibt und könnte mir deshalb jede Bemerkung sparen, täte es auch um so lieber, als meine Kenntnis der dialektischen Theologie längst nicht ausreicht, um in einen Meinungskampf mit einiger Aussicht auf Erfolg einzutreten. Wenn ich trotzdem um Gehör bitte, so deshalb, weil ich vom Standpunkt eines Gemeindegliedes aus die Gründe, die Herr M. gegen eine Verkündigung im Sinne der dialektischen Theologie vorbringt, nicht stichhaltig finde. Zwar bin ich nicht Dorfbewohner, aber das ist gleichgültig. Denn dieselben Gründe, mit denen Herr M. gegen die dialektische Theologie polemisiert, kann auch der Pfarrer einer Großstadtgemeinde, die ja fast immer aus Menschen der verschiedensten Kreise und Bildungsgrade zusammengesetzt ist, geltend machen. Auch in der Großstadt gibt es hart geplagte und tief bekümmerte Menschen, denen eine Freude zu bereiten der Pfarrer sich angelegen sein lassen muß, und auch geistig und „geistlich Arme", denen die Dogmatik Karl Barths ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben wird. Ja, welcher Gebildete, außer den Theologen selber, kann Barth auf seinen Wegen, die in tiefsinnige dialektische und paradoxe Spekulationen führen, immer folgen? Es werden nur sehr wenige sein. Daraus aber würde gefolgert werden müssen, wenn nämlich die Voraussetzungen Mannweilers richtig sind, daß die Barthsche Theologie für jede Praxis völlig unbrauchbar wäre — und an solchen Behauptungen fehlt es ja auch nicht. Dagegen mich zu wenden halte ich aus meiner persönlichen, wenn auch laienhaften Erfahrung heraus für meine Pflicht.

Für mich steht von vornherein folgendes fest: Ist die Verkündigung des Evangeliums so, wie Barth sie will, in Gottes Wort begründet, oder, besser gesagt, ist einer überzeugt, daß sie es ist, dann hat er auch die Verpflichtung, für solche Verkündigung einzutreten, als Prediger auch von der Kanzel herab. Bieten sich dabei Schwierigkeiten, etwa die, sich einem gewissen Hörerkreise verständlich zu machen, so muß er alles dran setzen, sie aus dem Wege zu räumen. Aber nicht darf er, was er für Wahrheit hält, der äußeren Schwierigkeit wegen preisgeben. „Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten." Das gilt für den evangelischen Theologen zu allererst.

Herr Pfarrer Mannweiler, obwohl er „der dialektischen Theologie für manches zu bleibendem Danke verpflichtet" zu sein erklärt, ist nicht Anhänger dieser Theologie und kann sie deshalb nicht vertreten. Das bedarf weiter keiner Begründung. Trotzdem gibt er eine, aber sie beruht, glaube ich, auf einem Mißverständnis. Er sagt, die Praxis habe ihn belehrt (einen Versuch muß er also gemacht haben), daß die dialektische Theologie (bei Predigt, Seelsorge, Unterricht usw.) „keine Hilfe, sondern ein Hemmnis" sei, daß er „über die Köpfe der Leute ins Leere predige". „Sie sehen mich reden, aber sie verstehen mich nicht. Diese Leute — verstehen die Sprache der dialektischen Theologie nicht. Aber sie *sollen* mich doch verstehen, wozu bin ich denn sonst hier?"

Es ist natürlich sehr schlimm, wenn die Hörer ihren Prediger nicht verstehen. Ganz gewiß sollen sie ihn verstehen. Aber warum denn auch die Sprache der dialektischen Theologie? Wer verlangt das? Ich glaube nicht, daß Barth oder einer seiner Freunde eine solche Forderung aufstellt. Theologie ist eine Wissenschaft, auch die Barthsche (obwohl dieser der wissenschaftliche Charakter oft abgesprochen wird). Jede Wissenschaft, also auch jede Theologie, hat ihre Kunstsprache. Wie es aber keinem Prediger einfällt (wenigstens meinte ich das bisher), auf der Kanzel Theologie vorzutragen, etwa gar unter Anwendung der theologischen Terminologie, sondern einfach — eine Predigt (je weniger man ihr Gelehrsamkeit *anmerkt*, um so besser), genau so ist es die Aufgabe des Vertreters der dialektischen Theologie deren Auffassungen und Erkenntnisse in schlichter, einfachster Form darzubieten. Deswegen brauchen noch nicht „Begriffe, die einen als stud. theol. dereinst so berauschten" (berauschten!) „plötzlich wertlos" geworden sein — für den Fachmann nämlich. Für den Laien sind sie bestimmt wertlos, ebenso wertlos, wie die Fachausdrücke der herkömmlichen systematischen Theologie, die ihm zu seiner Frömmigkeit nichts nützen. Herr M. behauptet nun, man könne die in der dialektischen Theologie üblichen Begriffe nicht vereinfachen oder „sozusagen in eine leichtere Tonart transponieren". Und es sei eben die ganze dialektische Theologie als solche, „die bei diesen einfachen, ungebildeten, aber deshalb auch unverbildeten Menschen auf Ablehnung, weil auf Nichtbegreifen" stoßen müßte. Hier kann ich schwer mit Herrn M. streiten; denn außer eindringender Kenntnis der Barthschen Theologie geht mir auch die Erfahrung im persönlichen Umgang mit Bauern, Bergarbeitern und „teils stupiden, teils verwahrlosten Kindern" leider ziemlich ab. Aber ich weiß, daß ein Anderer, der auch eine schwere Theologie vertrat, daß der Apostel Paulus, als er seine Gnadenlehre den Angehörigen der untersten Volksschichten in Korinth nahe bringen wollte, eine Methode anwandte, die noch heute nachgeahmt zu werden verdiente. „Milch habe ich euch zu trinken gegeben, und nicht Speise; denn ihr konntet noch nicht." Auch die Barthsche Theologie enthält „Milch" und „feste Speise". Wer geistig immer auf dem Kinderstandpunkt stehen bleibt, wird auch an ihrer Milch Nahrung genug haben; die festen Bestandteile mögen dann für die aufgehoben werden, denen ordentliche Zähne gewachsen sind. Daß es keine leichte Aufgabe ist, etwa die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gott und Welt, wie Barth es sieht, so faßlich zu beantworten, daß auch die einfachsten Menschen es begreifen können, versteht sich. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Barth selber oft eine schwere Sprache redet. Aber er schreibt ja auch nicht für einfachste Menschen, sondern für Theologen. Wem es aber Herzens- und Gewissensbedürfnis ist, im Sinne der dialektischen Theologie den unerhörten Gegensatz und zugleich den uns geschenkten beseligenden Ausgleich zu zeigen zwischen Gericht und Gnade, der findet schon Wege und Worte. Ich kenne Prediger, die das fertig bringen. Wer freilich dieses „Grunddogma Gericht und Gnade" monoton nennt und nicht Sonntag für Sonntag seine Hörer damit „abspeisen" mag, der wird gar nicht versuchen, solche Wege zu finden. Ist denn aber das Evangelium von der Liebe Gottes weniger „monoton"?

Es wird in der Gemeinde des Herrn M. Menschen geben, die auch der Monotonie des „Einfachen, Schlichten, Frohmachenden", der er das Wort redet, überdrüssig sind und darum nicht mehr in die Kirche gehen. Oder hat schlechter Kirchenbesuch erst eingesetzt, seitdem jüngere Theologen Barthsche Theologie in der Predigt vertreten? Das kommt wohl noch selten genug vor. Wo es, wie mir bekannt ist, geschieht, da geschieht es so, daß der Durchschnittskirchgänger überhaupt nichts von einer anderen „Theologie" bemerkt. Er will sie auch nicht und braucht sie nicht. Was er bemerkt, ist vielleicht stärkere Eindringlichkeit, sicher ein gesteigerter Respekt vor der Heiligkeit Gottes und ein tiefer Ernst, der unsere Sünde nicht schönredend ummäntelt, sondern ihr ins Angesicht sieht, sie bei ihrem Namen nennt und so das Bewußtsein der

Notwendigkeit der Gnade Gottes weckt. — Dabei ist es ganz gleichgültig, ob menschlichem Denken in bestimmten Fällen eine kleine Milderung oder eine andere Deutung des göttlichen Vaters zweckmäßiger erscheint, weil es so zu einer konkreten Lage und den äußeren Umständen besser paßt. Gericht bleibt Gericht. Darauf hat Barth den Finger gelegt, und das wird ihm ja auch von seinen Gegnern als Verdienst angerechnet.

Aber anderseits ist auch richtig: Gnade bleibt Gnade. Davon und von der unendlichen Freude, die die beseligende Botschaft von der Gnade Gottes durch Jesus Christus in der Welt auslöst, sollte Barth nichts wissen, der gesagt hat: „Sich freuen, sich trösten, stärken, ermutigen zu lassen ist, christlich verstanden, ein Gebot wie ein anderes"? Allerdings ist hier von einer Freude die Rede, die „weit hinausgeht über alles, was man empfinden oder zeigen kann". Es kommt mir absurd vor, wenn Herr M. meint, er müsse als Anhänger der dialektischen Theologie seinen Schülern verbieten zu singen: Freuet euch der schönen Erde; denn sie ist wohl wert der Freud' — oder: Geh' aus mein Herz und suche Freud'! Verböte das Barth, dann allerdings wäre er Vertreter einer geistlichen Richtung, für die der Name „Muckertum", womit vielfach alles Christliche bezeichnet wird, zu Recht bestände, und man könnte es keinem Menschen, besonders keinem jungen Menschen übel nehmen, wenn er sich achselzuckend von ihr abwendete. Wer möchte uns verbieten zu essen und zu trinken, weil die Sorge um den Leib, das Kreatürliche, sich für einen Christenmenschen nicht schicke? Nicht anders aber wäre es, wenn man Kindern verbieten wollte, fröhlich zu sein. Ohne Frohsinn und harmlose Freude kann kein Kind, kann nicht einmal ein erwachsener Mensch leben und gedeihen, ebensowenig, wie eine Pflanze ohne Licht und Sonne gedeihen und Frucht bringen kann. Leben sollen und wollen wir. Es entfiele ja auch die Voraussetzung für jede Theologie, wenn wir nicht leben, d. h. unseren natürlichen Anlagen nach uns entwickeln könnten. Leben ist das selbstverständliche Apriori jeder Spekulation; daher glaube ich nicht, daß jemand imstande ist, auch nur ein Wort von Barth anzuführen, das jugendliche harmlose Freude verbieten oder auch mit bedenklichem Stirnrunzeln als nur geduldet erklären möchte.

Barth spricht zu reifen Menschen. Kindern, auch vielen innerlich reinen jungen Menschen kann man die Barthsche Anschauung von der Erhabenheit der Majestät Gottes und die Strenge seines Gerichts selbstverständlich nicht deutlich machen, also auch nicht davon zu ihnen reden, weil die Voraussetzung dafür fehlt: das Bewußtsein, nein, der schwere Druck der Sündenschuld und die Sehnsucht nach Befreiung. Beim erwachsenden und erwachenden Menschen meldet sich jedoch einmal, leise oder stärker, die Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit und macht ihm innere Unruhe und drängt ihn zur Entscheidung. Diese Unruhe ist von Gott. Der Mensch von sich aus „hat keine Brücke zu Gott hin geschlagen, aber Gott hat sie zu ihm hin geschlagen". Was wird der Mensch tun? Wie wird er antworten? Nun, wir wissen es aus hundertfältiger Erfahrung. Einer unterdrückt Unruhe und Zweifel mit Gewalt, und zuletzt kehren sie nicht wieder; ein anderer aber hört sich von Gott angeredet und er antwortet mit der Frage: Was soll ich tun? Er sucht Rettung um so sehnsüchtiger, je stärker seine Schuld ihn drückt und je klarer er sieht, welch ungeheure Kluft ihn von Gott trennt. Soll man nun begütigend sagen: Es ist nicht schlimm, Gott nimmt das nicht so genau? Wenn man dem jungen Luther mit solchem Zuspruch gekommen wäre! Gerade nun, will Barth, „hat ihm die Predigt Gottes Zorn, Gottes Gericht und damit die Fragwürdigkeit des Menschen zu verkündigen". Der Stachel heiliger Unruhe soll haften. Und ich meine, der Prediger trage eine schwere Verantwortung, wenn seine Predigt von dieser Frage des Menschen an Gott nichts weiß und ihr nicht aus Gottes Wort eine Antwort gibt. Immer sind Menschen unter der Kanzel, die auf Antwort warten. Sie blieben ohne Trost, fürchtet Herr M., „Gedanken der Hoffnung, der Aufmunterung, der Freude" fänden sich bei Barth nicht? Ich finde ihn voll davon; denn wenn er von Gottes Zorn, Gottes Gericht und von der Fragwürdigkeit des Menschen redet, dann redet er immer zugleich vom Frieden, von der Barmherzigkeit, von der Versöhnung, und er redet „aus dem Wissen um Gottes Ja, nicht aus einem letztlich unwissenden menschlichen Nein heraus".

Ich weiß nicht, ob unserer Zeit, insbesondere der heutigen Jugend mehr Selbstgefühl und Selbstbewußtsein eignet als allen früheren Zeiten. Es scheint ja so; wenigstens kann man sich schwer vorstellen, daß es auch heute noch junge Menschen gäbe, die so unter ihrer Schuldbeladenheit litten wie der junge Luther. Vorwärts stürmen, auf die eigene Kraft vertrauen, ohne Bedenken, ohne Einschränkung; nach den höchsten Zielen streben, im festen Glauben, man könne die Sterne vom Himmel holen — das ist Kennzeichen der besten Jugend von heute. „Hilf dir selbst, kämpfe selbst." So völlig neu und nie dagewesen ist diese Stimmung freilich auch nicht. Wenigstens war sie Schiller bereits bekannt: „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling." Das war damals wie heute, darum wird auch der Schluß heute noch stimmen: „Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis." Resignation. Soll es dabei beiben?

Mir stand ein junger Theologe nahe, dessen Werdejahre durchaus das gleiche Gepräge trugen. Da kam der Krieg. Schwer verwundet kehrte er heim, mit einem Leiden behaftet, das ihm die Ausübung des gewählten Berufes für immer unmöglich zu machen schien. Innere Kämpfe mußten in der Stille ausgetragen werden. Dann wurde das Studium unter der verständnisvollen Hilfe gütiger Lehrer wieder aufgenommen und durchgeführt. Schon im Amt, lernte er die dialektische Theologie kennen und wurde gerade von dem, was Herr M. ihr Grunddogma nennt (und womit er seine Gemeinde nicht immer abspeisen möchte): Sünde und Gnade, ergriffen und festgehalten. Nach der Meinung Mannweilers müßte er nun völlig „das Lachen verlernt haben". Denn er hatte den Gott kennen gelernt, der „zerschmettert, statt zu erheben", und er hatte — — Barth kennen gelernt.

Aber, o Wunder! Weil er Gott so kannte, durfte er ihn auch kennen lernen als den gnädigen, der heilt, wo er verwundet. Er wurde und blieb bis zu seinem frühen Heimgange trotz vieler Schmerzen einer der frohesten Menschen, der an all den kleinen äußeren Freuden des täglichen Lebens den herzlichsten Anteil nahm und an dem Kleinmut und Verzagtheit Anderer sich oft aufrichteten; und wenn er den schweren Ernst der Theologie Barths vielleicht besser verstand als Viele, so sah er auch die lichtvolle Seite dieser Verkündigung, obwohl er — blind war.

In aller Bescheidenheit stimme ich dem Herausgeber dieser Blätter zu, wenn er mit Goethe sagt: „Eines schickt sich nicht für Alle; sehe Jeder, wie ers treibe." — Es gibt für den Christen nur einen Weg zu Gott; das ist Er selber, der gesagt hat: Ich bin der Weg! Aber zu ihm gibt es tausend Wege. Gott kennt sie alle, und auf allen läßt er suchende Menschen durch das Dickicht ihrer Schicksale ans Ziel gelangen. Barth zeigt uns den Weg, den er gehen muß; wollen wir uns nun streiten, ob Steine im Wege liegen? Danken sollten wir ihm!

Hannover Wilhelm Weißenborn

Enttäuschung

Zum Problem des Verstehens

Es war einmal ..., so gehen sie an,
die Märchen alle, und dann, ja dann
kommt, ach so oft, ein Schluß und End,
so bitter, daß man weinen könnt. —
Du bist ein Märchen, das sich fest
nicht halten noch vergessen läßt ...

Dies ist das Ende so mancher Freundschaft. Der letzte Brief, den zwei Menschen einander zum Abschied schreiben, das letzte Gespräch, das sie miteinander haben, sind auf diesen Ton gestimmt. Wie anders war doch damals die erste Begegnung. Sie fanden sich mitten aus einer großen und lauten Gesellschaft heraus, weil sie wußten, sie konnten das fröhliche Treiben nicht mittun. Sie trafen sich zum ersten Male. Aber es war ihnen, als seien sie sich von Anfang her bekannt. Wohl lauschte jeder auf das, was der Andere sagte, und doch war es ihnen im Innersten längst vertraut. Um sie her wogte eine tanzende Menge. Sie aber waren wie auf einer einsamen Insel, frei von Ort und Zeit, nur in ihr Gespräch vertieft. Sie erlebten das, was Hermann Oeser wirkliches Sprechen nennt: „Wesenhaftes und Wertvolles miteinander austauschen."

„Es war einmal ..." Wohl haben sich solche Stunden noch manchmal wiederholt. Die Beiden durchwanderten miteinander die reichen Räume einer Bildergalerie; sie standen lange stille vor einer Plastik aus alter Zeit; sie hörten mit Andacht Bach und Beethoven. Doch solche Festzeiten verloren allmählich ihren Glanz. Sie erlebten nicht mehr das Wunder des Verstehens, sondern nahmen ihr Zusammensein als etwas Selbstverständliches. Als sie sich aneinander gewöhnten, ward das Wort des Anderen alltäglich. Seine Lebensschwierigkeit erschien unwichtig: sein Fragen und sein Suchen fielen zur Last. Beide fingen an, sich nach der Einsamkeit oder nach der Neuheit des Erlebens zu sehnen, und sie lösten die bisherige Gebundenheit auf. Sie waren sich beim Abschied ganz klar darüber, daß die Lösung besser sei als ein weiteres unbedeutendes Nebeneinanderhergehen. Noch hatten sie die Freiheit und die Kraft, das Gewohnte, das ihnen früher wert war, zu durchbrechen und den Schritt von einer unwesentlichen Gewißheit in eine ungewisse Wesentlichkeit hinein zu wagen. Sie wußten, daß sie sich nicht erst jetzt mit der endgültigen Trennung verlören, sondern daß sie einander schon längst nicht mehr besaßen. In dem Augenblick, da der Eine den Blicken des Anderen entschwand und jeder der selbstgewollten Einsamkeit überlassen war, ward der Andere zum „Märchen, das sich fest nicht halten noch vergessen läßt".

Wir sind überzeugt, daß dieses Erlebnis der Trennung vor jeder Ehe sich verschiedenen Menschen gegenüber vollzieht. In den seltensten Fällen führt die ursprüngliche und erste Liebe zum erhofften Ziel. Das ist auch durchaus nicht immer wünschenswert. Uns sind Menschen bekannt, die dadurch schwierigen Kämpfen des Lebens aus dem Wege gegangen und in ihrer Wahl selbst urteilslos gewesen sind. Aber auch während der Ehe begegnen sich Menschen, mit denen ein tiefes Verstehen eine Zeitlang möglich ist. Jedoch kommt auch hier einmal die Stunde, in der es von diesem Verstehen heißt: „Es war einmal ..."

Von dieser Basis aus wollen wir uns die Frage stellen, die Jedem in solchen Stunden der Trennung schon gekommen ist: Haben wir an dem anderen Menschen eine Enttäuschung erlebt? Die Frage ist um so schwieriger, wenn der Eine die Notwendigkeit der Trennung nicht einzusehen vermag, wenn er noch genau in demselben ursprünglichen Vertrautsein mit dem Anderen steht, wie bisher. Wie viel innerlich stolze Menschen willigten in die Trennung ein und waren dabei scheinbar ganz überzeugt. Aber nachher sind sie an der erlebten „Enttäuschung" zerbrochen, und das Beste in ihnen wurde zerstört: die lebendige Hoffnung. Gerade weil Viele Ähnliches erlebt haben und — soweit sie durch dies Erleben nicht völlig resigniert wurden — immerfort fürchten, etwas Ähnliches wieder zu erleben, ist die gestellte Frage von entscheidender Wichtigkeit. Wir möchten dem Bisherigen gegenüber behaupten, daß es bei richtiger Menschenkenntnis keine Enttäuschungen geben kann. Wenn wir enttäuscht wurden, dann liegt der Fehler immer an uns selbst. Es bleibt doch sehr zu fragen, ob wir den Anderen jemals überhaupt recht verstanden haben, wenn später eine „Enttäuschung" möglich war. Wir kommen damit auf die sehr schwierige Frage des ursprünglichen Verstehens.

Wir sprechen z. B. von der Treue eines Hundes, von der Erfüllung einer erblühten Rose. Woher haben wir das Recht, in diesem Sinne von Tieren und Pflanzen zu reden? Haben wir nur unsere Vermutungen in das andere Lebewesen hineingelegt, oder haben wir es wirklich verstanden? Dasselbe Problem besteht bei der Auslegung eines Textes. Wir lesen miteinander ein Gedicht und suchen es zu verstehen. Ist es so, daß Jeder seine eigenen Gefühle zuerst in das Gedicht hineinlegt, um diese dann wieder herauszulesen, oder gibt es auch hier über die individuell verschiedenen Nuancen des Verstehens hinweg eine Verpflichtung zu einem Verstehenmüssen, die aus dem Text selbst herstammt? Diese Frage des Verstehens ist besonders wichtig dem Neuen Testament gegenüber. Hören wir aus dem Neuen Testament nur das, was der Pfarrer hineingelesen hat, oder können wir hoffen, daß der Text unabhängig vom Individuum ist? Die schwierigste Frage entsteht aber bei dem Verstehen des anderen Menschen. Es ist eine Nachwirkung aus dem 17. Jahrhundert, daß wir seit Descartes nicht mehr über das eigene Ich hinauskommen. Wir halten unser Ich für das Allergewisseste und den Anderen für fremd und uns verschlossen. Was wir von ihm wissen, ist nur unsere Deutung. Das Original des Anderen bleibt uns verborgen. Dann ist es von Anfang an aussichtslos, von der Treue eines Menschen zu reden, denn wir wissen nicht, wie es wirklich in ihm aussieht. Es gibt dann niemals ein Zusammensein, das bis ins Innerste hinein vom Verstehen getragen würde.

Die wichtigste Konsequenz aus dieser Ich-Gewißheit wäre dann die grundsätzliche Du-Fremdheit. Wohl kann ich aus dem Mienenspiel des Anderen auf Freude oder Trauer schließen, aber ich weiß nie, ob dieser Schluß zutrifft. Ich könnte mich ja auch „getäuscht" haben, denn ich habe kein unmittelbares Verstehen des Anderen. Es ist klar, daß wir dann niemals mit dem Anderen selbst zu tun haben, sondern immer nur mit unserer Vorstellung von dem Anderen. Unsere Zeit ist nicht seine Zeit, unsere Sprachbedeutung nicht die seine. Solange wir in dieser Haltung der Ich-Gewißheit gefangen sind, muß es notwendig Enttäuschungen geben. Uns will scheinen, daß dann unser ganzes Leben mit dem Anderen eine einzige Enttäuschung ist, weil wir nicht mit der Wirklichkeit des Anderen, sondern nur mit einem von uns selbst erschaffenen Bilde zusammen sind.

Das, was uns aber das Allergewisseste scheint, ist in der Tat am allerfragwürdigsten. Es hat lange gedauert, bis diese Erkenntnis sich durchsetzte. Haben wir nicht alle schon erlebt, wie wenig wir uns selbst kennen? Neue Situationen können uns oft aus all unserer Gewißheit und Sicherheit herauswerfen.

Wie kommt es überhaupt zu einem Verstehen des Anderen? Viele denken es sich so, daß wir gleichsam bei dem Anderen einen Besuch abstatten, ihn in seiner Behausung aufsuchen und die Welt durch die Fenster seiner Wohnung hindurch ansehen. Wenn es so wäre, hätten wir

damit den Anderen und seine Welt wirklich kennen gelernt? Niemals. Denn wir haben ja unser eigenes Haus wie eine Schnecke mitgebracht, wir blieben ja an unseren Orientierungspunkt gebunden. Was wir sahen, ist lediglich ein neuer Ausschnitt unseres Lebens gewesen, nur von einem anderen Raumpunkt aus. Auf diese Weise kommen wir zu keinem Verstehen des Anderen. Bleibt er uns also dann doch verborgen? Dagegen sprechen die Stunden der Angewiesenheit auf den Anderen. In der Stunde der gemeinsamen Not rechnen wir mit dem Anderen, ja wir verfügen sogar über einen uns bisher völlig unbekannten Menschen und wissen, daß er hilft. Es bleibt gar keine Zeit, überhaupt mit der Möglichkeit zu rechnen, der Andere erlebe nicht zu gleicher Zeit den Brand unseres Hauses oder wir könnten von ihm in der Hilfeleistung enttäuscht werden.

Ein Verstehen des Anderen setzt überhaupt nicht bei unserer Selbstgewißheit ein. Wir verstehen nicht den Anderen dadurch, daß wir zuerst uns über uns selbst klar werden und dann zu dem Anderen hingehen. Das Verstehen setzt vielmehr bei der gemeinsamen Welt ein, d. h. weder bei uns, noch bei dem Anderen, sondern bei dem Zusammenhang unseres gemeinsamen Werkes. Welt ist primär gemeinsame Werkwelt im Sinne einer Umwelt, an der wir eine Aufgabe vollziehen. Wir sehen z. B. ein Boot am Strande angebunden. Durch dieses Boot, das in meiner Umwelt sich findet, werde ich nicht zuerst aufmerksam auf das Boot an sich, sondern auf die menschliche Umwelt dieses Bootes. Ich sehe z. B. dieses Boot in Zusammenhang mit seinem Besitzer, mit dem Fischfang und mit den Verbrauchern der Fische. Auch wenn ich selbst nicht Fischer bin, so begegnet mir doch dieses Boot so, daß ich mit ihm praktisch fertig werden muß. Vielleicht liegt es mir im Wege, als ich am Strande spazieren gehen wollte. Ich muß ihm aus dem Wege gehen, oder es zurückschieben. Vielleicht bildet es für mich den Vordergrund beim Malen der See. Vielleicht kommt mir plötzlich durch dieses Boot allererst die Anwandlung, mit ihm aufs Meer hinauszufahren. Auf jeden Fall handle ich mit dem Boot praktisch. Aber niemals handle ich mit dem Boot allein. Denn, wie ich es auch gebrauche, immer komme ich auf die gemeinsame Werkwelt. Wenn ich es als Spaziergänger antreffe, dann stört es mich in meinem Wege, und sofort denke ich an die Fischersleute, die es so ungeschickt am Lande befestigt haben. Sehe ich das Boot als Maler, dann begegnet es mir in einem anderen menschlichen Werkzusammenhang. Ich sehe dann das Boot in seiner Herstellung. Für das Bild ist z. B. besonders der Bug des Bootes geeignet. Indem mir dieses auffällt, sehe ich den Bug in seiner Entstehung, wie ein Baumeister ihm diese Gestalt und nicht eine andere gegeben hat. Will ich mit dem Boot aufs Meer hinausfahren, dann ist mir damit, indem ich es selbst löse, entweder das Verbot seines Besitzers deutlich, oder ich verstehe durch die praktische Hantierung des Steuerns den Beruf und die Welt des Steuermanns.

Dieses Beispiel zeigt, daß wir durch die gemeinsame Werkwelt nicht mehr mit dem Abbild des Anderen verkehren, sondern mit ihm selbst. Jeder hat schon die Grenze gespürt, die in dem gemeinsamen Verstehen bleibt, wenn unsere Berufe nicht zusammenstimmen. Niemals kann eine Frau den Mann verstehen, wenn sie für seinen Beruf kein Interesse hat. Auf dem Wege über die gemeinsame Werkwelt kommen wir auch zu einem eigentlichen Verstehen der Tiere, der Pflanzen und der Bücher. Denn das Verstehen ist nicht mehr an den Menschen als seine besondere Befähigung gebunden, sondern es ist das vertraute praktische Handeln in der gemeinsamen Welt. Dann ist die Treue des Hundes nicht mehr in diesen hineinprojiziert, sondern dann gibt es innerhalb der Werkwelt auch Verhaltungen der Tiere, die in unserem praktischen Zusammenhang mit ihnen wirklich als Treue zu bezeichnen sind. Auch die sachliche Erfüllung einer Pflanze oder der sachnotwendige Verstehenszwang eines Textes gehen auf die gemeinsam erschlossene Werkwelt zurück, die mit ihrer Bedeutsamkeit zu dem praktischen Verhalten des Menschen hinzugehört. Denn es gibt keine Umwelt ohne bearbeitungswürdiges Material und keinen lebenden Menschen ohne dieses praktische Verhalten zu diesem Material. Allerdings kommen wir durch das Buch auf eine begrenztere Lebensstufe von Menschen. Denn nur für Wenige ist das Buch wirklich bearbeitungswürdiges Material ihrer Umwelt. Aber auch bei dem Buch und besonders bei ihm wird deutlich, wie durch diese Umwelt die Welt des Anderen erschlossen ist. In keinem Beruf lernen wir einen Anderen besser verstehen als in dem Werkzusammenhang des Buchs.

Wenn wir uns gegenseitig auf diese sachliche Weise kennen und verstehen lernen, nicht durch uns selbst, sondern durch die bereits verstandene gemeinsame Umwelt und Werkwelt, dann gibt es keine Enttäuschungen mehr. Dann bedeutet jede neue Art des Anderen ein umfassenderes Verstehen des Anderen. Bei „Enttäuschungen" rechnen wir nicht mit der Lebendigkeit des Anderen, sondern wollen ihn gleichsam in einer bestimmten Form konservieren. Für uns selbst nehmen wir jedoch die Freiheit des inneren Wachstums. Dem Anderen aber wollen wir sie versagen und reden bei allem Neu-gewordenen von Enttäuschung. Wenn wir aber dem Anderen diese Freiheit zugestehen, dann müssen wir uns nicht nur auf viele Möglichkeiten gefaßt machen, sondern wir müssen auch bescheidener von unserem Wissen um den Anderen denken lernen. Wie viel unerträgliche Anmaßung liegt oft gerade darin, daß ein Anderer uns gegenüber die Haltung einnimmt, als kenne er uns. Wir müssen dann nicht nur ständig in der Sorge sein, daß wir ihn „enttäuschen", sondern diese Haltung wirkt auch auf unsere innere Entwicklung begrenzend ein. Was der Andere dann vielleicht seine Liebe zu uns nennt, ist im Grunde eine Grenze für unser Wachsen.

Rechtes Verstehen erlöst von der ständigen Reflexion und von der Furcht, einander zu „enttäuschen". Es führt durch die verstandene Werkwelt zuerst zu dem Wirken des Anderen innerhalb der gemeinsamen Welt und dann von diesem großen Verstehen aus in die eigene begrenzte Welt des inneren Lebens. Es nimmt dem Anderen seinen Märchencharakter und erkennt ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit an. Bei dem rechten Verstehen gibts keine Enttäuschung. Es freut sich über jedes Wachsen, und sei es auch über die Trennung hinaus. Von dem rechten, sachlich begründeten Verstehen gilt dasselbe wie von der Liebe, denn Liebe ist solches Verstehen: es sucht nicht das Seine, es hoffet alles und höret nimmer auf.

Frankfurt a. M. Heinz Erich Eisenhuth

Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung

3

Die neue Zeit

Eine ähnliche Vermischung religiöser und politischer Elemente ist auch bei den Vorstellungen zu erwarten, die in der Arbeiterdichtung über die Zeit nach der großen Wende auftauchen. Auch diese sind zeitgeschichtlich bedingt und müssen aus der besonderen sozialpsychologischen Situation verstanden werden. Zuweilen ist es sogar unmöglich, die realistischen politischen Erwartungen zu trennen von dem, was möglicherweise nur symbolisiert wird. Wird zum Beispiel in sonst ausgesprochen eschatologischen Gedichten davon gesprochen, daß Frieden und Liebe zum Inhalt des Kommenden gehören (Petzold, Der Ewige und die Stunde, S. 66), so ist die besondere Bedingtheit dieser Erwartung für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege ge-

geben; aber es läßt sich schwer sagen, wieweit sich besondere religiöse Vorstellungen damit verknüpfen. Es liegt hier ähnlich wie bei dem starken Zunehmen eschatologischer Strömungen und dem Anwachsen entsprechend gerichteter Sekten nach dem Kriege, in denen das religiöse Suchen an sich stark hervortritt, die aber doch nicht ohne deutliche Beziehung zu der zeitgeschichtlichen oder sozialpsychologischen Situation verstanden werden dürfen. Wenn vollends in der Arbeiterdichtung der radikale Unterschied zwischen dem „Frieden" und dem „Frieden Gottes höher denn alle Vernunft" nicht gekannt wird, wenn man also einen schroffen Dualismus nicht anerkennt, dann läßt sich eine solche Scheidung in zeitgeschichtliche Bedingtheit und dahinterliegendem Gehalt bei einem solchen und bei ähnlichen Ausdrücken erst recht nicht leicht vollziehen. Ähnlich liegt es bei Erwartung der „Freiheit", des „gerechten Lohnes", der „Menschenwürde" usw. Hier tritt die ausgesprochen sozialistische Forderung deutlich in Erscheinung. Auch wenn im Zusammenhang mit eschatologischen Erwartungen etwas von dem modernen Ruf „Zurück zur Natur" anklingt, so ist die zeitgeschichtliche Bedingtheit offenbar. Aber solche Stimmungen gehen doch auch wieder eine enge Verbindung ein mit der Sehnsucht nach Ganzheit, nach ursprünglicher Wiederherstellung, wie sie vielen eschatologischen Verkündigungen zu Grunde liegt und in der Parallelisierung von Urzeit und Endzeit ihren Ausdruck findet. Die ursprüngliche Schöpfung wird als vollkommen gedacht; zu ihr soll die „Wende" zurückbringen. Symbol des neuen Zustandes ist das Paradies.

Das Paradies

Eine ähnliche Rolle spielt das Paradies auch in der kirchlichen Symbolik, wo die Seligkeit nach dem Jüngsten Gericht als himmlisches Paradies aufgefaßt wird, häufig ohne daß eine klare Unterscheidung zwischen himmlischem und irdischem Paradies durchgeführt ist. Auch die Erlösung selbst wird vielfach im Paradies symbolisiert.

Einer solchen Symbolik entsprechend heißt es in einem Gedichte von Max Barthel (Die Faust, S. 98)[11]):

Von Tier und Menschheit fallen Schuld und Fehle,
Der Bruder Löwe küßt das Unschuldslamm.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier die eschatologische Stelle von Jes. 11, 6 ff. direkt eingewirkt hat. In dem Barthelschen Vers ist durch die Worte von dem Abfallen von Schuld und Fehle die Beziehung zum Paradiese noch stärker hergestellt, als in der ähnlichen Stelle bei Jesajas. So verbindet sich die psychologisch gegebene Vorstellung von der Wiederkehr der Ganzheit, Ursprünglichkeit mit der modernen Bewegung der Rückkehr zur Natur und bedient sich einer vielleicht halb unbewußt vorhandenen Tradition. In ähnlicher, mehr allgemeiner Ausprägung heißt es in einem Gedicht Barthels, der große Tag brächte „hin zum Tier und zur Natur" (Botschaft und Befehl, S. 106).

An die eschatologische Verkündigung der Propheten, der späteren Apokalyptik und bestimmter, vielfach eschatologisch aufgefaßter Psalmen lehnt sich auch Lersch in einer großen eschatologischen Schau an, um das kommende Paradies zu beschreiben. Und doch stattet er sein Bild auch wieder mit ausgesprochen modernen Zügen aus. Ich löse aus der sehr ausführlichen Darstellung dieser Gedanken die Stellen heraus, in denen die Parallelisierung von Urzeit und Endzeit am deutlichsten in Erscheinung tritt (Mensch im Eisen, S. 175 f.):

... Da tönten Worte aus mir: ...
Wir sind im Paradies!
Heimgekehrt haben wir uns von der Welt befreit ...
Siehe, ich bin, wie ich im Anfang war!
Nun kehrt in mich ein das Paradies.
Die Zeit ist erfüllt!
... Tier, Vogel und Fisch. ...
Siehe, sie kehren zurück zu uns! Hinter ihnen
endlose Scharen von erlöstem Getier!
Siehe, es fließen einander Euphrat und Tigris zu
und unterm Baum der Erkenntnis sitzt der Welt-Greis:
Gott-Vater! auf einem Stein. ...
Siehe, da bersten die Eise der Pole und schmelzen,
Die alte Erde bebt in ihren Grundvesten,
Jahrmillionen alte Gipfel stürzen — —
da, der Golfstrom —
wendet sich mitten im Atlantik,
siehe, da fließt er,
um Norwegens Küsten, vorüber am Skagerrak,
spült hin durch die Nordsee, den Kanal:
siehe, mit Palmen bedecken sich die Heiden in Niederland,
Pisangs entsteigen
den Gärten der Zechenkolonien, Mangrovenwälder
sprossen aus den Schlammkuhlen, und Kakteen wuchern feurig
auf den Schlackenhalden bei Ruhrort.
Flamingos in rosa Schnee,
Paradiesvögel nisten am Harikfee,
und die Eifel bedeckt sich mit Zedern vom Libanon.

Um nur auf einige der in dieser Dichtung Lerschs zu den alten eschatologischen Vorstellungen aufgenommenen Beziehungen hinzuweisen: Das Erbeben der Erde ist ein häufig wiederkehrendes Motiv vieler prophetischer Schriften und auch den Psalmen geläufig. Die Bezeichnung „Grundvesten" gehört zu diesem Motiv. Die Wendung des Golfstromes erinnert an den sich wendenden Jordan, von dem auch Lersch an einer anderen Stelle seiner dichterischen Schau sagt „siehe der Jordan kehrt zurück und wendet sich" (vgl. Psalm 114, 3). Die Anspielung auf das Motiv von dem sich wendenden Jordan ist auch in anderen eschatologischen Stellen des Alten Testaments häufig als eine Erinnerung an den Kampf Javehs mit Tehom. Die Zedern des Libanon spielen in den eschatologischen Liedern des Deuterojesaja eine ähnliche Rolle wie hier bei Lersch.

Neuwerdung

Eng verbunden mit der eschatologischen Paradiessymbolik ist die Idee der Neuwerdung. In ihr handelt es sich nicht um die Wiederherstellung eines vorher durch eine Weltkatastrophe vernichteten Kosmos, sondern um eine Neubelebung. „Was geschehen soll, ist zwar etwas Neues, etwas nie zuvor Gewesenes und Vorausgesagtes. In Wirklichkeit ist aber das Neue eine Wiederherstellung dessen, was einmal gewesen, was heruntergekommen ist." (Mowinckel, Das Thronbesteigungsfest Jahwes, S. 283.)

Im Ausdruck knüpft auch in der Arbeiterdichtung die Idee der Neuwerdung an das in der biblischen Tradition Gegebene an, das dort seine ausdrucksvolle Formulierung in den Worten „Siehe, ich mache alles neu" gefunden hat. Wie dort wird eine „neue Erde" erwartet. Bezeichnenderweise fehlt der Ausdruck „ein neuer Himmel". Die Vorstellung selbst tritt aber auf, wenn bei A. Petzold einmal davon die Rede ist, daß die Väter im Dunkel einen lichtbeglänzten Himmel ausgespannt hätten. Nur ist eben damit der „neue Himmel" nicht abhängig von dem eschatologischen Ereignis, sondern Menschenwerk.

Der Wertung der Lichtsymbolik in der Arbeiterbewegung entsprechend wird auch eine „neue Sonne" erwartet (Barthel, Botschaft und Befehl, S. 96):

... Manchmal halten wir inne im Schaffen.
Laut hämmert das Herz und hinter den eisernen Türen,
den großen Maschinen, sehen wir Licht.
Auf steigt eine neue, psalmende Sonne.

Auch die Vorstellung von einem „neuen Gesetz" taucht auf. So heißt es bei Lersch in dem oben erwähnten apokalyptischen Stück:

... Siehe: der Sinai leuchtet!
Moses entsteigt dem Grab, und seine neuen Tafeln entfliegen,
weiße Tauben, seinen staunenden Händen. ...

[11]) G. Kiepenheuer, Potsdam.

Mit den weißen Tauben ist dem Zusammenhang nach der Geist gemeint. Ähnlich liegt es bei Barthel, der auch den Geist als das „neue Gesetz" anspricht. In seiner „Erscheinung" des Kommenden heißt es (Arbeiterseele, S. 130)[12]):

... Die alten Gesetze sind längst vermodert,
Das neue Gesetz mit feurigen Zungen ruft.

Durch das große Ereignis müssen auch die Menschen neu werden. In dem, was unter dem „neuen Menschen" verstanden wird, zeigt sich am deutlichsten der Unterschied der ganzen Vorstellung der Neuwerdung in der Arbeiterdichtung gegenüber der traditionellen Vorstellung. So sagt Barthel (Arbeiterseele, S. 63):

... Schon sehe ich sie, die neuen Menschen,
Geklärt und kühn,
Die mit entblößter Brust den Wintersturm erwarten
Und voller Auferstehungslieder sind.

In dem, was von dem „neuen Menschen" gesagt wird, tritt allenthalben seine Erdgerichtetheit hervor, auch wo versucht wird, ihm Eigenschaften beizulegen, die seine eschatologische Veränderung, seine kommende „Göttlichkeit" charakterisieren:

Von irgendwo
aus dem Dunkel der Nacht
tritt hervor in das Dämmern des Tages
der neue Mensch.
Wesenlose Göttlichkeit
leuchtet sein Antlitz.
Wo er weilt, wird alles Schönheit
Glanz und Liebe.
Sein Lachen ist wie jedes seiner Worte
Glockenklang.
Und wo er atmet, duften Blüten.
Sein Mut ist groß, wie seine Demut;
Welten werden, wenn er betet,
Himmel stürzen und Unendlichkeit
erschließt sich seiner Seele.

Im Einzelnen ist das Nebeneinander der Eigenschaften des „neuen Menschen" in dieser Dichtung Erich Grisars (Das atmende All, S. 59) recht gesucht. Es gelingt nicht, ein eindrucksvolles Bild seines Wesens zu geben. Deutlich aber tritt der Versuch in Erscheinung, bei der Beschreibung seiner Eigenschaften in das Religiöse zu weisen. Den Gegensatz von jetzigem und „neuem Menschen" sucht Kläber in einem Gedicht „Der neue Mensch" (Empörer! empor! S. 57)[13]) zum Ausdruck zu bringen:

... Noch brennen in mir nur rasende Schmerzen,
noch blute ich heiß aus Wunden und Spott.
Ich ahne nur tief in meinem Herzen
den neuen Menschen wie einen Gott.

Es entspricht der sonstigen Aufnahme typisch biblischer Symbole vom Vorstellungsbereich der Neuwerdung, wenn in einem eschatologischen Gesang Lersch's der in biblischen eschatologischen Stellen wiederholt auftauchende Ausdruck „das neue Lied" Verwendung findet (Mensch im Eisen, S. 169). Seine Übernahme erfolgt wahrscheinlich unbewußt.

Das neue Reich

Zur Bezeichnung des Endzustandes ist neben der Paradiesvorstellung und der Idee der Neuwerdung das Symbol des „Reiches" häufig. Lersch nennt es „das Reich, das nicht von dieser Welt ist"; aber daran, wen er zu diesem Reich rechnet, läßt sich erkennen, in welchem Sinne hier doch das „Reich" gefaßt ist (Mensch im Eisen, S. 130):

Wenn ich nur den Mund auftäte und für den Menschen zeugte,
für mein Volk zeugte!
Ich würde erschlagen, wie Landauer, erschossen wie Lewiné, gemeuchelt wie Liebknecht und Luxemburg, wie alle die Menschen, deren Reich nicht von dieser Welt ist und deren Seele nicht ruht, bis das Reich kommt, zu dem der Mensch betet.

Auch Zech verwendet das Symbol des Reiches zur Bezeichnung des Endzustandes. Daneben treten die spezielleren Bezeichnungen „das Neue Reich" und das „tausendjährige Reich" auf, das Lersch auch „das Jahrtausend der Liebe" nennt. Dieses Reich ist in allen den genannten Fällen als chiliastisches Reich gedacht, als Zustand hier auf Erden. Es lassen sich noch eine große Anzahl von Arbeiterdichtern nennen, die den Terminus und die Vorstellung in ihren Dichtungen verwenden.

Daß sich in der Endzeit das Verhältnis zu Gott ändern wird, daß es enger, vertrauter werden muß, klingt als Gedanke in vielen Fällen an. Breiter ausgeführt ist dieser Gedanke nur bei Petzold, bei dem er verbunden ist mit der Vorstellung von einem veränderten Verhältnis unter den Menschen (Das Ewige und die Stunde, S. 90):

... Doch werden einmal alle Hände sich
zu einer liebesschweren Hand verschlingen
und alle Wesen zu dem letzten Ich,
zu Gott, in starker, frommer Einheit dringen.

Bei einer ausführlicheren Schilderung des zukünftigen Zustandes steht bei Petzold das neue Verhältnis zu Gott deutlich im Mittelpunkt. Eine pantheistische Vorstellungsweise spielt mit hinein. Auffallend an dem ganzen Gemälde ist, wie wenig politisch-soziale Erwartungen hervortreten (Dämmerung des Herzens, S. 76):

Zukunft

Einmal werden sich die Tage ändern,
Leuchtend werden wie ein Baum im Frühling;
Gott wird stehen an allen Straßenecken
Und aus jedem Herzen Güte schürfen.
In den Häusern werden alle Dinge
Wesen sein, die mit beseelter Stimme
Leise zu den frohen Menschen sprechen:
Welche Gnade, daß wir leben dürfen.

Jeder von uns wird durchs Dasein schreiten,
Angetan mit festlichen Gewändern,
Unter einem lichtbeglänzten Himmel,
Den im Dunkeln unsere Väter spannten.
Alles Seltsame und Wunderbare,
Wird sich unserer starken Sehnsucht schenken,
Und wir werden wie die Kinder greifen
Nach der Weisheit alles Unbekannten.

Im Ganzen gesehen zeigt die in der Arbeiterdichtung auftretende Eschatologie, daß zwar neben den zahlreichen Ausprägungen politischer Erwartungen viele religiöse Züge zu finden sind, daß aber auch die Vorstellungswelt deutlich von dem unterschieden ist, was in den biblischen Aussagen von den letzten Dingen gesagt ist. Trotzdem bleibt es für die Bedeutung der Eschatologie in der Arbeiterbewegung kennzeichnend, daß in diesem Bereich relativ häufig Anklänge an eschatologisch bestimmte Bibelstellen auftreten. Bei der in der Arbeiterdichtung sonst recht seltenen Bezugnahme auf Schriftstellen läßt dieser Umstand auf eine besondere Empfänglichkeit des religiösen Empfindens diesem Bereich gegenüber schließen. Jedoch handelt es sich dabei nur um die Aufnahme allgemeiner Symbole, die ganz frei mit der besonderen Anschauungswelt der Arbeiterdichter verbunden werden. Nirgends wird die biblische Vorstellungswelt einfach übernommen.

Es läßt sich in den eschatologischen Äußerungen eine verhältnismäßig große Einheitlichkeit unter den Arbeiterdichtern feststellen. Daraus ergibt sich, in welchem Maße bestimmte Vorstellungen Allgemeingültigkeit erlangt haben, wo überhaupt religiöses Leben in der Arbeiterschaft wach ist. Die Abweichungen voneinander, die in Einzelheiten zu beachten sind, ergeben sich weniger aus entgegengesetzten Auffassungen als aus dem Grad der mehr religiös oder mehr politisch gerichteten Erwartung.

Kamenz, Schlesien Friedrich Falk

[12]) E. Diederichs Verlag, Jena.
[13]) Asy-Verlag, Berlin.

Nationalsozialismus

8. Bewegung und Partei

Es ist uns allen aus der Tagespresse und der weitverzweigten Gegenagitation bekannt, daß zwischen der Ideologie der Nationalsozialistischen Partei und ihren Taten vielfache Widersprüche vorhanden sind. Wenn wir objektiv urteilen, müssen wir zugeben, daß es bei einer plötzlich herangewachsenen Bewegung kaum anders sein kann, vor allem wenn sie, was typisch für alle kleinbürgerlichen Bewegungen ist, auf einer so fadenscheinigen geistigen Grundlage aufbaut, wie es der Nationalsozialismus tut. Wir wollen hier aber nicht eine politische Zerpflückung im Sinne des Parteikampfes vornehmen, sondern die größeren weltanschaulichen und politischen und somit historischen Zusammenhänge diskutieren. Dafür ist es notwendig, das Wesen der Bewegung und ihres Führers zu umgrenzen; ganz besonders hier, weil das protestantische Christentum noch nicht dahin gekommen ist, was der Katholizismus und das Zentrum schon lange tun: sich einmal gründlich mit dem Wust der Ideale und Ideologien und Widersprüche des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen.

Vier Zitate zunächst.

Im ersten Absatz des nationalsozialistischen Parteiprogramms wird es ausdrücklich abgelehnt, „durch künstlich gesteigerte Unzufriedenheit der Massen das Fortbestehen der Partei zu ermöglichen".

Ein zweites. Am 17. April 1923 hat Adolf Hitler eine Rede über Versailles gehalten, an deren Schluß er das Wesen der nationalsozialistischen Bewegung folgendermaßen — sehr treffend — formulierte: „Eines also ist die erste Aufgabe dieser Bewegung: sie will den Deutschen wieder national machen, daß ihm sein Vaterland wieder über Alles gehe."

Zu dritt ein Ausspruch Hitlers: „Der Jude ist der Dämon der Volkszersetzung, das Symbol der dauernden Zerstörung der Völker." Zu diesem Thema gibt Hitler in seinem umfangreichen Selbstbekenntnis „Mein Kampf" eine lehrreiche Ergänzung: ein Kapitel über den Werdegang des Juden, das ungefähr wie eine volkstümlich breit und schlicht erzählte Geschichte oder Novelle wirkt. Es ist phantasievoll und spannend, und Jeder, der das, was darin so sachlich und sinnfällig erzählt wird, glaubt, wird zu der Überzeugung kommen müssen, daß die Juden nicht nur als rassische Gesamtheit, sondern ebenso als Individuen über eine unheimliche, dunkle, dämonische Macht verfügen, die man hassen muß, wenn man ihr nicht verfallen will.

Wenn wir zu diesen Zitaten viertens noch jenes augenblicklich so viel besprochene Wort aller möglichen nationalsozialistischen Redner hinzufügen: „Wir streben nach der Macht — was wir mit der Macht tun, wenn wir sie haben, ist unsere Sache", so haben wir die vier wesentlichsten Merkmale des Nationalsozialismus wie er sich uns heute präsentiert: 1. rücksichtslose Agitation, 2. den Nationalgedanken, 3. den Antisemitismus und 4. die labile Taktik der Partei.

Man muß aber die Partei von der Bewegung trennen. Viele von denen, die heute der Partei zufallen, sind an sich nur für die Bewegung. Wir konnten aus der Untersuchung der Voraussetzungen ersehen, daß der Nationalsozialismus als Bewegung in vieler Hinsicht eine zwangsläufige Erscheinung ist.

Das Wesen der Bewegung ist — was im ersten Artikel der Partei abgesprochen wurde — die Synthese von National und Sozialismus. Vom rein ökonomischen Standpunkt aus erscheint diese Synthese natürlich, wenn man sich überlegt, daß der Sozialist sich gegen den Herrn des Kapitals wendet und sich demgemäß eine dem Ausland verschuldete und vom Ausland abhängige Nation gegen den Herren eben dieses Kapitals, nämlich gegen das Ausland, zu wenden hat. Die nationalsozialistische Bewegung wird sich im Laufe der Zeit von ihrem heutigen Standpunkt, der mehr oder weniger von der Partei diktiert ist, fortentwickeln, jedoch als Bewegung weiter bestehen. Sie wird im Zweifelsfall ein Sammelbecken der heute in sich zerfallenden bürgerlichen Parteien werden. Die Partei dagegen wird als das, wie sie heute agitiert und politischer Faktor ist, vergehen. Sie wird vor allen Dingen in dem Moment vergehen, und vielleicht mit lautem Krach zusammenbrechen, in dem der heute Partei und Bewegung zusammenfassende Führer, Adolf Hitler, nicht mehr existiert.

Es muß noch einmal wiederholt werden, was schon im ersten Artikel gesagt wurde: daß Hitler über manche Führereigenschaften verfügt, aber nicht über die eine, die ihn zu dem wirklichen Führer machen könnte: aus letzter Einsamkeit geborene Entschlußkraft. Deutlichstes Zeichen für diese innere Schwächlichkeit war, daß Hitler nach dem 14. September vor einem 18. Brumaire oder vor einem Marsch auf Rom zurückschreckte, wozu er damals alle Chancen gehabt hätte. Zudem: Der blamable Reichstagsexodus der NSDAP-Fraktion, die dauernde eidliche Beteuerung der Legalität, das in der letzten Zeit immer deutlicher werdende Streben nach Koalitionsfähigkeit, alles dieses deutet auf Entschlußlosigkeit und Kompromißlust der Führung hin. Auf der anderen Seite aber sehen wir den außerordentlichen Einfluß, den Hitler auf die Massen ausübt und der ihn zum unbestrittenen Führer der Partei macht. Das Wesen dieses Zwiespalts läßt sich vielleicht so formulieren: der Nationalsozialismus von heute ist Hitler und Hitler ist heute der Nationalsozialismus.

Göbbels und Strasser, diese zwei ehrgeizigen und begabten Unterführer Hitlers sind klug genug, diese Bedeutung Hitlers zu kennen und anzuerkennen. Wie es denen geht, die glauben, Hitler übertrumpfen oder an die Wand drücken zu können, zeigen die Schicksale Otto Strassers-Apostata und des Hauptmann Stennes. Sie sind bedeutungslose Führer kleiner bedeutungsloser Grüppchen geworden. Man kann Hitler als Demagogen ablehnen, aber man wird nicht weit damit kommen, denn er ist mehr als ein Demagoge und zugleich weniger. Seine Demagogie ist nicht bewußt oder berechnet, sondern intuitiv, voller Gefühl und Fanatismus. Und sie ist somit weniger Verführung als Berauschung, eine Art frommen Wahns. Dieser Fähigkeit Hitlers gegenüber spielt die allerdings gut aufgezogene Organisation nur eine zweitrangige Rolle und erhält ihr Gewicht wieder nur durch die Persönlichkeit ihres Führers, nicht aber durch die ihr direkt innewohnende Macht, wie das etwa beim sozialdemokratischen oder gar kommunistischen Parteiapparat der Fall ist. Bei diesen Parteien würde der Sturz eines Führers nur eine kleine Rolle gegenüber einer Revolte in der Organisation spielen, während bei der nationalsozialistischen Partei der Sturz Hitlers zum Chaos in der Partei führen würde. Die bisher vorliegenden Revolten gegen ihn sind unerheblich — außer für die geanerische Presse.

Das Eigenartigste an Hitler ist die geradezu parsivalische Simplizität. In „Mein Kampf" heißt es:

> Es gibt Wahrheiten, die so sehr auf der Straße liegen, daß sie gerade deshalb von der gewöhnlichen Welt nicht gesehen oder wenigstens nicht erkannt werden. Sie geht an solchen Binsenweisheiten manchmal wie blind vorbei und ist auf das höchste erstaunt, wenn plötzlich Jemand entdeckt, was doch Alle wissen müßten. Es liegen die Eier des Kolumbus zu Hunderttausenden herum, nur die Kolumbusse sind eben seltener zu treffen.

Nun, Hitler ist ein solcher Kolumbus. Er hebt alle hunderttausend Kolumbuseier auf und gibt sie der erstaunten Masse. Alle diese bagatellenhaften Wahrheiten, die Jeder schon einmal gedacht oder gesagt hat, ohne sie weiter zu beachten, er nimmt sie, schreibt sie in seine Bücher, in seine Artikel, und wer das ohne Skepsis liest,

sagt: „Wie recht hat dieser Mann!" Der durchschnittliche, von Geist und Bildung und von Zivilisation belastete Mensch von heute wagt es gar nicht, all diese simplen Sachen als seine Gedanken niederzuschreiben. Die strengen Kritiker und alle klugen Leute sagen zwar: „Unerträgliche Phrasen" — „ein ganz unlesbares Buch", aber sie wissen nicht, daß hier eine natürliche, intuitive Begabung spricht. Psychologische Folge: die breite Masse, die ihm diese einfachen Dinge glauben muß, und deswegen erst einmal angefangen hat zu glauben, glaubt ihm auch gerne alles Andere. Dieses intuitive Prinzip Hitlers ist zum Dogma der nationalsozialistischen Parteiredner geworden. Ein lehrreiches Beispiel: Im Februar fand in Frankfurt eine große nationalsozialistische Versammlung statt, in der vor zwanzigtausend Zuhörern Göring und Göbbels sprachen. Göring, der die üblichen sinnfälligen Phrasen sprach, hatte rauschenden Erfolg. Dann kam Göbbels. Er fing an, gescheit und doktrinär zu sprechen. Das Publikum kam nicht in Bewegung, der Beifall war flau und die Zuhörer langweilten sich offensichtlich. Das merkte Göbbels, schlug plötzlich um, redete mit Emphase und Begeisterung genau denselben einleuchtenden und simplen Kram, den vor ihm Göring geredet hatte. Sofort wurde das Publikum warm, begeisterte sich: dröhnender Beifall. Keiner der Unterführer verfügt jedoch über den Elan und die Kraft der Rede wie Hitler. Um den starken Erfolg dieser Simplizität und Naivität zu erklären, braucht man nur an die heute so viel bewunderte Technik der amerikanischen Reklame zu denken. Mit Bild und Wort macht der amerikanische Reklamemann das Simpelste noch simpler und sinnfälliger und zwingt durch die suggestive Kraft des Einfachen den Käufer zum Glauben. Ein Kaufmann sagte mir gelegentlich, er habe Hitlers Buch schon deshalb mit außerordentlichem Interesse studiert, weil er daraus mittelbar und unmittelbar geradezu geniale Propagandamethoden gelernt habe. Das soll nicht etwa bedeuten, daß Hitler nun einfach ein Reklamemann sei. Er ist ein intuitiver Erfasser der einfachsten Dinge der Welt, er ist ein naturhafter Weiser.

Während durch diese primitive Macht, die Hitler auf seine Wähler ausübt, die Partei von heute nur durch ihn lebt, ist anderseits Hitler innerlich abhängig von der Partei. Er kann sich niemals distanzieren und ist infolgedessen niemals genug sein eigener Herr, um dadurch der wahre Herr seiner Massen zu werden. Aus dieser inneren Verkettung Hitlers, die vom ethischen Standpunkt her etwas sehr Bestechendes haben mag, aber unweigerlich zu einer inneren politischen Ohnmacht führt, ist jene schon oben erwähnte Entschlußlosigkeit zu erklären, vielleicht auch das Fehlen einer großzügigen Tapferkeit, die ihn auf das Risiko hin, seinen Kopf zu verlieren, wirklich Großes wagen lassen würde. Man hat im Ausland nach dem 14. September von Tag zu Tag auf einen gewaltsamen Umsturz unter seiner Führung gewartet. Anstatt dessen überlegte sich Hitler, wie er die bürgerlichen Parteien davon überzeugen könnte, daß er regierungsfähig sei. Es erübrigt sich auf seinen berüchtigten Ausspruch vor dem Münchener Putsch von 1923 hinzuweisen: Entweder sei er morgen Sieger oder tot, und auf die reichlich klägliche Methode, mit der er sich damals aus der Affäre zog.

9. Die Agitation

Neben der primären Stellung Hitlers im Nationalsozialismus tritt für uns vor allem die außerordentliche Agitation der Partei in Erscheinung. Diese Agitation zerfällt im Großen gesehen in drei Teile: in die Organisation des Parteiapparates, in die „Lawine" und in die Eroberung der Straße.

Die „Lawine", d. h. die Summe der Veranstaltungen, die die Partei täglich auf das Volk losläßt, wird geschickt von den verschiedenen Parteizentralen und vor allem von der Münchener Zentrale aus dirigiert. Charakteristisch für diesen Teil der Agitation war folgender Vorgang. Nach dem kläglichen Zusammenbruch des Münchener Hitlerputsches 1923 zog sich die Partei nicht etwa schamvoll und resigniert zurück, sondern die Parole lautete: „Verdoppelte Agitation!" Der Erfolg ist bekannt: die Putschniederlage wurde cachiert und für das Empfinden gläubiger Massen zu einem Teilsieg mit märtyrerhaftem Ausgang gestempelt. Die Wahl von 1924 brachte der Partei einen ersten eklatanten Erfolg. Ähnlich machte man es nach dem Reichstagsexodus in diesem Frühjahr, wobei allerdings ein neues interessantes Moment zu beobachten war: die Agitation schwenkte bewußt und deutlich sichtbar auf das flache Land über, zu den Bauern, bei denen in diesem Augenblick mehr zu erreichen war, als bei den stärker politisierten und deswegen durch den Exodus stärker ernüchterten Städtern*).

Die meisten Leser dieses Aufsatzes werden einmal eine nationalsozialistische Versammlung mitgemacht haben und also wissen, wie diese Versammlungen technisch aufgezogen sind: viel Musik, viel militärische Disziplin und soldatischer Applomb, organisierte Begrüßung der Redner, organisierter Beifall, der sich suggestiv fortpflanzt, Fahnen, Hakenkreuze, große rote Draperien mit Proklamationsinschriften usw. Die Nationalsozialisten haben ihre Versammlungstechnik zum Teil von den Marxisten übernommen. Manche von deren Methoden haben sie in ein anderes Fahrwasser gelenkt, so z. B. die wirksame illegal-revolutionäre Protestatmosphäre der Kommunisten in eine allerdings ebenso tief — vor allem auf den Deutschen — wirkende militaristisch angriffslustige Atmosphäre. Sie sind jedoch trotz allem Elan noch nicht zu solchen Meistern der Versammlungstechnik geworden, wie es beispielsweise die Kommunisten sind, bei denen alles, was in einer Versammlung vorgeht, spontan und erruptiv wirkt, auch wenn es bis zum letzten Beifallsruf vorher durchorganisiert ist, während man bei den Nationalsozialisten deutlich und oft sogar mit Willen die Organisation gezeigt bekommt. Deswegen machen nationalsozialistische Versammlungen immer den Eindruck preußischen Reglements, während kommunistische Volksversammlungen spontane Ausbrüche von Begeisterung und Wut zu sein scheinen.

Die Organisation der Partei spielt vor allem für den deutschen Wähler eine große Rolle. Der Deutsche liebt es, Abzeichen und Orden zu tragen, er liebt es, in kämpferische Abteilungen eingegliedert zu werden mit der Chance, dort Ehre und Auszeichnung zu erwerben. Dem deutschen Kleinbürger steckt es im Blute, Soldat zu sein. Diese soldatische Organisation stellt die NSDAP an die Stelle der kommunistischen Klassenkampforganisation. Er hat damit bei seinen Wählern leichteren und rapideren Erfolg als die parteitaktisch viel durchdachtere Organisation der radikal marxistischen Partei. Vor allem für die

*) Sonntag, den 17. Mai haben in Oldenburg die Wahlen zum Landtag stattgefunden. Zunahme der Nationalsozialisten 25 %. Man könnte daraus schließen, daß unser Satz vom anscheinenden Stagnieren der Bewegung (Sp. 407) unberechtigt sei. Aber das sollte nicht ein Haltmachen in der zahlenmäßigen Entwicklung der Partei bedeuten — wenn schon nicht zu verkennen ist, daß viele von denen, die am 14. September die NSDAP wählten, mittlerweile ein wenig ernüchtert wurden. Die Stagnation war vielmehr politisch gedacht, indem nämlich die Partei, seit sie über ihre große Wählerzahl verfügt, mehr und mehr nach Koalitionsfähigkeit und Legalität strebt und deswegen ihren einstigen Postulaten von Revolution und Sturm untreu wird. Die Oldenburger Wahlen insbesondere zeigen ein Umsichgreifen des NS auf dem Lande. Es vollzieht sich dort eben dasselbe, was sich früher deutlich sichtbar in den Städten vollzog, nämlich eine Abwanderung starker Wählermassen von den mittleren Parteien, in diesem Falle vom Landvolk, zu den Nationalsozialisten. Hier ist es natürlich vor allem die große Agrarkrisis, die ihrem Wesen nach der ersten großen Industriekrisis im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts entspricht, die den Nationalsozialisten den Stoff zur Agitation bietet.

jungen Leute ist die militärische Aufmachung der S. A. (Sturmabteilung) und der S. S. (Schutzstaffeln) etwas außerordentlich Verführerisches. Mit diesen Abteilungen geht die Nationalsozialistische Partei auf die Straße unter der Parole: „Die Straße muß dem Marxismus entrissen werden!" Der Kampf um die Straße wird dadurch überspitzt, daß die Nationalsozialisten nicht aus klassenkämpferischen Gründen die Straße erobern wollen wie die Marxisten, sondern gerade im Gegenteil mit dem Ziel, die Straße vom Klassenkampf zu befreien und dem — imaginären — „Volk" zurückzuerobern. Auch diese Parole hat für die deutschen bürgerlichen Massen etwas sehr Einleuchtendes und Anziehendes, da sie eben so viel Aversion wie Furcht gegenüber den Klassenkampfprinzipien des Marxismus empfinden.

10. Politische und wirtschaftliche Romantik

Am 24. Februar 1920 hat die NSDAP ihr „unabänderliches Programm" festgelegt. Zu diesem Programm sagt Gottfried Feder in seinem Kommentar:

> Gemeinnutz vor Eigennutz, das ist die Gesinnung dieses Programms, und Brechung der Zinsknechtschaft ist das Herzstück des Nationalsozialismus.

Dieses Programm besteht aus 25 Punkten, die allgemein formulierte Postulate aussprechen. Parteiprogramme sind bekanntlich niemals konkret. Es kann deshalb auch nicht Wunder nehmen, daß das Programm der Nationalsozialisten unkonkret ist. Es fällt nicht schwer, es zu zerpflücken, die einen Punkte als leere Ideologien zu erweisen, die andern als unüberlegte Forderungen ohne Angabe über ihre Verwirklichung hinzustellen. Die von Feder verfaßte Schrift über „das Programm und seine weltanschaulichen Grundgedanken" ist schon ganz und gar ein wüstes Sammelsurium allgemeinster Redensarten. Es erscheint jedoch überflüssig das Programm im Einzelnen und den dazugehörigen Federschen Kommentar zu analysieren. Denn das Programm ist zwar der Stecken, auf den sich der Nationalsozialismus stützt, aber es ist nicht der Inhalt der Bewegung. Es erscheint vielmehr nützlicher, die beiden von Feder selbst als die Kernstücke des Programms herausgestellten Sätze zu betrachten, vor allem aber den ideellen staatspolitischen Grundgedanken, auf dem der Nationalsozialismus fußt: die Idee des Ständestaats.

Kennzeichen des ideellen Fundamentes des Programms ist ein politischer Romantizismus, der mit den sogenannten realpolitischen Tatsachen so gut wie gar nichts zu tun hat und auch offenbar mit ihnen nicht rechnet. Daher die zahlreichen Widersprüche zwischen Programm und Postulat einerseits und den taktischen Realitäten anderseits. Es ist unrichtig, zu sagen, der Nationalsozialismus sei reaktionär. Er gibt sich zwar manchmal in seiner Parteipolitik den Anschein, als sei er reaktionär. Aber die Synthese zwischen Nation und Sozialismus als Grundlage der Bewegung erscheint natürlich. Und die Programmideen machen weniger den Eindruck politischer als den romantisch historisierender Rückwärtsschau.

Wir finden da miteinander vermischt Kulturideen der deutschen Romantik, die gewissen mittelalterlichen Vorrenaissance-Idealen nicht unähnlich sind, innerpolitischen Konservativismus Burkescher Prägung, den romantischen Sozialismus eines Proudhon, ständestaatliche Wirtschaftsideen des späten, vorrevolutionären Absolutismus und schließlich den Gedanken eines stufenweise in Ständen aufgebauten Nationalstaates auf rassischer Grundlage, wie er für die Staatsidee der Romantiker charakteristisch war. Das Interessante bei allen diesen retrospektiven, aus der Historie geholten Ideen ist, daß sie zu der Zeit, in der sie en vogue waren und eine geistige Bedeutung hatten, immer nur Gedanken blieben, während die Geschichte, sowohl die politische wie die soziale, über sie hinwegging. Diese Grundlagen der nationalsozialistischen Partei sind wirklichkeitsfremd. Es sind alles sehr schöne und erhabene Gedanken, die sich da zusammenfinden, aber sie haben reinweg nichts mit den Realitäten der Geschichte und schon ganz und gar nichts mit denen unserer Zeit zu tun. Immerhin kann solch eine politische Romantik in einer Zeit übertriebener Realität-Anhimmelung eine heilsame, weil idealisierende Wirkung ausüben.

Heiter allerdings wird der Romantizismus, wenn er wirtschaftliche Gebiete befruchten will. Der Experte auf diesem Gebiet, der nationalökonomische Freund Hitlers ist Gottfried Feder, seines Zeichens Diplomingenieur. Er ist der Schöpfer des allumfassenden Gedankens der „Brechung der Zinsknechtschaft". Hierzu empfiehlt er einige Radikalmaßnahmen gegen Juden und Profitherren — zwei soziologische Begriffe, die sich für ihn decken — und einige wirtschaftliche Maßnahmen, die sich durch bemerkenswerte Konstruktivität auszeichnen. Man hat verschiedentlich diesen Fragenkomplex scharf unter die Lupe genommen und dem Schöpfer des Losungsworts, ohne ihn zu überzeugen, bewiesen, daß er von den tatsächlichen wirtschaftlichen Zusammenhängen, vor allem von dem internationalen Kreditsystem ziemlich wenig versteht. Einer der Kerngedanken Feders ist die Geldbeschaffung durch Ausgabe von, sagen wir, Staatsschuldscheinen auf zukünftige Werte des Staates. Das heißt, an einem Beispiel erläutert: Feder will Wechsel auf Bauten ausgeben, die erst gebaut werden sollen. Material und Arbeit sollen von eben diesem zukünftigen Wert im Voraus selbst getragen werden durch die Bezahlung mit den Wechseln auf die Zukunft. Daß man auf diese Methode nur eine Inflation herbeiführt, ist auch Laien klar. Feder hat seine Theorie vielfach sachlich zu fundamentieren versucht, allerdings ohne Erfolg. Dafür hat Buchner in seinem nicht mit sachlichen Kenntnissen beschwerten „Grundriß einer nationalsozialistischen Volkswirtschaftstheorie" eine wesentlich einfachere Erklärung Feders für dessen Geldtheorie zitiert. Es heißt da: „Es erweist sich eben als unwiderleglich, trotz allen Jammers der Metallisten, daß ‚Geld' ist, was der Staat zu Geld erklärt." Diese absolutistische Hoheitsfunktion für den Staat kann etwas Verlockendes nur für den haben, der nicht daran denkt, daß eine Staatsvaluta zu gleicher Zeit ein internationales Zahlungsmittel darstellt, daß nämlich eines jeden Staates Geld an den in- und ausländischen Devisenmärkten notiert wird. Dieser primitive Wirtschaftsabsolutismus ist nur aus einer anderen Grundidee der nationalsozialistischen Partei zu erklären, der Idee nämlich, daß der deutsche Staat in seiner Wirtschaft autark werden müsse, d. i. ganz unabhängig von allen andern Staaten. Das Bedenken, daß ein Staat in den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen keine Autarkie erreichen kann (wenn auch vielleicht bis zu einem gewissen Grade etwa in einem so mannigfaltig reichen Wirtschaftsgebilde wie in Rußland), hat die Führer der Nationalsozialisten in ihren Gedankengängen nicht beschwert.

Das Amüsante bei dieser Angelegenheit ist, daß die naive Konstruktivität dieser Federschen Wirtschaftsidee nicht allein in der Welt dasteht, sondern über einen Kronzeugen verfügen kann, der für viele Menschen etwas Verführerisches haben mag: Henry Ford. Dieser große Privatwirtschaftler beschäftigt sich von Zeit zu Zeit, wie man weiß, auch mit öffentlichen Problemen. So u. a. auch mit der Frage staatlicher Geldbeschaffung. Und da entwickelt er in einem seiner Bücher auf vier Seiten genau dieselbe Theorie zur Geldbeschaffung, auf der Feder fußt: man soll auf erst im Entstehen begriffene Werte Staatswechsel auf die Zukunft ausgeben. Bei Henry Ford ist dieser nationalökonomische Lapsus — wie auch viele andere — darauf zurückzuführen, daß er die komplizierte Struktur einer Staatswirtschaft mit seinen privatwirtschaftlichen zentralistischen Ideen überwuchern möchte; wie ja auch der Nationalsozialismus einen staatsautoritären Zentralismus unter Befürwortung der Privatwirt-

schaft im Gegensatz zum sozialisierten Zentralismus des Kommunismus oder schon ganz und gar unserer nicht zentralistischen Staatswirtschaft fordert. — Zum Anderen aber ist vielleicht diese vage Theorie aus der konstruktiven Denkmethode des Diplomingenieurs Feder und des großen „Automobilkonstrukteurs Ford zu erklären. Wirtschaft ist jedoch in ihren mannigfaltigen Zusammenhängen nicht eine Konstruktion, sondern ein Organismus.

Auf der anderen Seite wird in der Gedankenwelt der Nationalsozialisten wie in politischer so auch in soziologischer Hinsicht mit der Ständeschichtung gearbeitet. In beiderlei Hinsicht gehen die Gedanken an der Wirklichkeit vorbei. Die Postulate von „berufsständischer Solidarität", von „ständischem Aufbau des Volksstaates" sind unkonkret, solange die Voraussetzungen — mittelalterliche Volksschichtungen und Bevölkerungsziffern — dafür fehlen. Die Definierung dieser politischen und wirtschaftlichen Postulate fließt deshalb auch in allen nationalsozialistischen Schriften zu einer Aneinanderreihung allgemeinster Formulierungen und Philosophismen auseinander. Sie gipfelt sachlich in der „Ablehnung des Klassenkampfgedankens, des Streiks und der Aussperrung". Dinge, die man so kategorisch und unbegründet nur ablehnen kann, wenn man total in die Vorstellung eines ritterlich-friedlich geordneten Staatswesens nach längst vergangenen Richtlinien verstrickt ist.

Frankfurt a. M Hans E Friedrich

(Schluß folgt)

Frauen contra Frauen

Wer Gelegenheit hat, an großen Frauentagungen oder an Frauen-Verbandssitzungen teilzunehmen, in denen sowohl verheiratete als auch berufstätige Frauen stark vertreten sind, dem wird immer wieder der Gegensatz auffallen, der in Weltanschauung und Lebensauffassung zwischen diesen beiden Gruppen besteht. Zwar wird er nur sehr selten öffentlich ausgesprochen, aber er schwebt immer unter der Oberfläche und macht sich um so leidenschaftlicher im Privatgespräch geltend. Interessante, aber in sich auch wieder verschiedene Übergangsformen bieten die früher berufstätigen, noch nicht lange verheirateten Frauen, sowie die, welche schon wieder längere Jahre Witwen sind. Noch verwirrender wird das Bild der Frau von heute, wenn wir beobachten, daß es auch unter den Verheirateten Frauen gibt, die ganz die innere Verfassung der Berufstätigen haben und unter den Berufstätigen eine Strömung, die sich der rein fraulichen Lebensstimmung nähert und von den strengen Frauenrechtlerinnen als rückläufig empfunden wird. Endlich gibt es hie und da bei den berufstätigen Frauen schon jetzt ein Klassen- und Standesbewußtsein, das dem der Männer nur wenig nachgibt und das manchmal eine fast feindliche Absonderung gegeneinander hervorruft. Von diesen letzten soll hier weniger die Rede sein, sondern mehr von dem Gegensatz der beiden erstgenannten großen Hauptgruppen, wie er uns im alltäglichen Leben der breiten Mittelschicht unseres Volkes entgegentritt, um dann vielleicht die Wurzeln dieser Erscheinung zu finden.

Es ist eine böse Rechnung, die durch alte und neue Ressentiments innerhalb der Frauenwelt auf beiden Seiten verbucht wird. Schon in den „Wahlverwandtschaften" stellt der feine Frauenkenner Goethe fest: „Verheiratete Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, stehen doch stillschweigend miteinander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündnis." Und wenn heute eine ältere Frau die Ansicht ausspricht, eine achtzehnjährige verheiratete Frau stelle immer noch mehr vor als eine fünfzigjährige Unverheiratete, möge diese auch noch so Tüchtiges in ihrem Berufe leisten, so kann man die Bitterkeit verstehen, die durch solche Äußerungen immer wieder geweckt wird. Kommen dazu noch verschärfend soziale Momente, dann entsteht eine Kampfstimmung, die ein Menschenleben lang nicht erlischt. So spricht die Festschrift zum 40jährigen Jubiläum eines großen Verbandes berufstätiger Frauen, der, wohlgemerkt, auf christlichem und nationalem Boden steht, „von den Kämpfen ihrer Anfangszeit gegen die vorurteilsvolle Geringschätzung in Frauenkreisen, die sich ihrer bestenfalls in einer Art armenpflegerischer Patronage hätten annehmen wollen."

Dieselben Kreise berufstätiger Frauen fordern heute eine möglichst gute und dem Manne gleichwertige Berufsausbildung, nicht nur, damit die Frau fähig ist, mit dem Manne zu konkurrieren, sondern auch aus einer sehr hohen Berufsauffassung heraus. Sie wollen, daß das junge Mädchen mit der gleichen Einseitigkeit an den Beruf herangeht wie der junge Mann, und sie sind daher Gegnerinnen der Frauen und Mütter, die da fordern, daß ihren Töchtern außerdem Zeit und Gelegenheit gegeben werde, kochen und wirtschaften zu lernen, damit sie im Falle der Verheiratung auf die Ehe vorbereitet sind. Bei der Diskussion über die Gestaltung der Lehrpläne an den Mädchenberufsschulen kommt dieser Gegensatz gelegentlich an die Oberfläche. — Noch krasser kam das gegenseitige Ressentiment während der Inflationszeit zutage, als eine akademisch gebildete Frau kalt erklärte: „Ich unterstütze nur Berufskolleginnen. Ich habe es in meiner Jugend zu oft von verheirateten Frauen und deren Töchtern, die nun verarmt sind, hören müssen: „Ach, Sie erlernen einen Beruf? Dann haben Sie es wohl nötig!" —

Wenn viele Ehefrauen des 19. Jahrhunderts und bis in unsere Tage hinein nur allzu bereitwillig in den Spott des Mannes über die alte Jungfer mit eingestimmt haben, so bedachten sie nicht, daß sie damit ihr ganzes Geschlecht herabsetzten, und daß sie sich am Verfall der Sitten mitschuldig machten. Denn für die körperliche und sittliche Gesundheit unseres Volkes ist die keusch lebende Unverheiratete ebenso wichtig und ebenso zu ehren, wie die Ehefrau, die ihrem Mann die Treue hält.

Heute sieht die Ehefrau mit Staunen und Schrecken, daß die Unverheiratete anfängt, ihr den Rang abzulaufen. Beruflich ist der Mann meist von Hause fern, die Unverheiratete ist seine Gehilfin in der Arbeit oder seine gleichberechtigte und gut bezahlte Kollegin, wenn nicht gar seine Vorgesetzte, während die Ehefrau mit knappen Mitteln den Haushalt führen muß und ihr die Pflege und Erziehung der Kinder obliegt. Auch auf diesen beiden Gebieten wird ihre Arbeit von der gut ausgebildeten und disziplinierten Berufstätigen, der Lehrerin, der Fürsorgerin, der Kranken- oder Kinderpflegerin, häufig als sehr dilettantisch bemängelt. Diese wirft der Ehefrau wohl überdies Hang zum bequemen Leben und Kinderscheu vor. Auch fängt die Unverheiratete an, den Titel „Frau" auch für sich zu beanspruchen, und ebenso das Recht auf Befriedigung des Geschlechtstriebes außerhalb der Ehe. So hat sich das Verhältnis der beiden Gruppen fast umgekehrt. Sah die Verheiratete früher hochmütig auf die Unverheiratete herab, so fühlt sie sich heute in einer Art Abwehr und Verteidigungsstellung ihr gegenüber.

Als ich einmal mit einer Katholikin über diese Dinge sprach, hielt sie mir vor, daß zum großen Teil Luther an dieser unerfreulichen Entwicklung schuld sei; denn das Mittelalter mit seinem Ideal der Jungfräulichkeit habe den Begriff der alten Jungfer überhaupt nicht gekannt. Auch sei von früh an in den Frauenklöstern eine hohe Geistesbildung heimisch gewesen. Ich konnte ja dagegen betonen, daß die reformatorische Entdeckung Luthers von der Heiligkeit des Berufs ohne Unterschied der Person jedem Protestanten zugute komme, mußte aber gestehen, daß die evangelische Kirche, das evangelische Pfarrhaus eingeschlossen, nicht immer die Konsequenzen daraus ge-

zogen habe. In der weiteren Unterhaltung kamen wir zu dem Ergebnis, daß an dieser den Frauen ungünstigen Entwicklung im gesamten Abendland die humanistische, also eine im Grunde heidnische Geistesrichtung schuld sei, die der gleichberechtigten Stellung und geistigen Ausbildung des gesamten Frauengeschlechts niemals freundlich gewesen ist.

Unter hartnäckigen Kämpfen und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit hat nun die Frauenbewegung den Humanitätsgedanken auch für die Frauen beansprucht und zum Teil erobert, also neben der äußeren Gleichstellung mit dem Mann das Recht des menschlichen Individuums auf harmonische Ausbildung all seiner Kräfte. Die Tragik dabei ist nur, daß ihr große Erfolge zufielen zu einer Zeit, in der dieses Ideal den Höhepunkt seiner Geltung überschritten hatte und dem lebenden Geschlecht verdächtig geworden war. So ist die Frauenbewegung heute an manchen Stellen zu einem ideenlosen Kampf um gleiche Ehre, gleiche Macht und gleiche Bezahlung mit dem Manne geworden. Sie wirkt gegenüber den Kräften und Ideen, die in der jüngeren Männerwelt lebendig sind, mit ihrer rein rationalen Einstellung zum Leben oft geradezu altmodisch. Sie ist zu einer Überschätzung des Berufslebens der Frau gekommen und zu einer Unterschätzung der Ehe und der körperlichen, geistigen und seelischen Leistungen, die die Ehe von einer Frau verlangt. Tatsächlich erscheint die Ehe und damit die Grundlage des Staates bedroht, und es ist zu fürchten, daß früher oder später eine rückläufige Bewegung einsetzt, durch welche die Frau wieder in eine unwürdige Abhängigkeit vom Manne gerät, oder daß sich die Frauenbewegung immer mehr radikalisiert und unserer ohnehin schon bedrohten Volkskraft — siehe die zahlreichen Ehescheidungen und die sinkende Geburtenziffer — den Todesstoß versetzt. Diese beiden Tendenzen werden schon deutlich sichtbar, so daß die älteren hochachtbaren Führerinnen, die weder das Eine noch das Andere wünschen können, über Mangel an Gefolgschaft bei der weiblichen Jugend klagen. So bietet die deutsche Frauenwelt von heute dasselbe Bild wie unser gesamtes Volk: ein Haufen von Menschen, deren Interessen und Instinkte miteinander streiten. —

Hier setzt nun die große Aufgabe der Frauen ein, die bewußt auf dem Boden des Evangeliums stehen; denn sie allein haben mit dem paulinischen: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi!" die inneren Voraussetzungen, das Erbe der älteren Frauenbewegung anzutreten, ihre großen Errungenschaften auf rein menschlichem Gebiet: Ausbildung der geistigen Kräfte, Selbständigkeit, Freiheit der Frauenwelt zu erhalten, vor Ausartung zu bewahren und dem ganzen Volke dienstbar zu machen. Denn mit dem Blick auf die Ewigkeit ist ein Ziel gesetzt, das all diesen Gütern erst Sinn und Wert verleiht und die Frauenbewegung zugleich von dem Odium befreit, selbstsüchtigen Interessen zu dienen.

Auf dieser Ebene schwinden die Gegensätze zwischen den verheirateten und unverheirateten berufstätigen Frauen von selbst; denn die Maßstäbe sind andere geworden. Erst von hier aus können ihre vereinigten Kräfte eine neue Sittlichkeit für unser Volk schaffen, die ebenso weit entfernt ist von Prüderie wie von Zügellosigkeit, und aus der auch wieder eine Kultur der Geselligkeit erblühen kann, die weiten Schichten unseres Volkes verloren gegangen ist.

Viele Führerinnen der älteren Frauenbewegung empfinden es schmerzlich, daß das, was sie in heißen Kämpfen errungen haben, heute als Selbstverständlichkeit angesehen oder überhaupt als belanglos für das Glück und die Lebensgestaltung der Frau empfunden wird. Aber jede geistige Bewegung wird eng und unfruchtbar werden, wenn sie nicht im Stande ist, sich selbst zu überwinden. Dankbar nimmt die evangelische Frau, was ihr die Frauenbewegung errungen hat; denn erst jetzt ist ihrer Gesamtheit möglich, was früher Einzelnen vorbehalten war: in voller innerer Freiheit ihr eigenes Leben zu opfern, um es in Christus wiederzufinden.

Diese Gesinnung wird sie aber auch vor jeder Selbstüberhebung der älteren Frauenbewegung gegenüber bewahren. Denn von hier aus gesehen, hat diese, die rein menschliche Ziele verfolgte, besser der Entwicklung der Frau zu evangelischer Freiheit von menschlicher Bindung — wodurch die Gebundenheit an Gott erst möglich wird — gedient, als die breite Masse der evangelischen Frauenwelt, die in falsch verstandener Demut jenen Anspruch des Evangeliums überhört hatte*).

Erfurt Katharina Hamel-Funke

Die Gottlosen-Bewegung

Der Ernst der Kirchenaustrittsbewegung, auf den Paul Göhre schon vor genau vier Jahrzehnten (1891) in seinem noch heute oder in einzelnen Teilen gerade heute wieder lesenswerten Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" und Martin Rade auf dem 9. Evangelisch-Sozialen Kongreß in seinem Referat „Über die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter" (um nur zwei Beispiele aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu nennen) mit Nachdruck hinwiesen, scheint weiten Kreisen erst in den letzten Wochen und Monaten unter dem Eindruck gewisser Vorgänge zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die Entwicklung hat zwar noch nicht jenen Stand erreicht, dessen düsteres Bild Göhre damals entworfen hatte. Die Bewegung ist aber auch noch keineswegs zum Stillstand gekommen, zumal von kirchlicher Seite bisher jede ernste Gegenwehr gefehlt hat. Ja, statt dessen hat in neuerer Zeit ein geradezu unbegreiflich leichtsinniger Optimismus Platz gegriffen, der oft im Pharisäerton über die wachsende Flut der Kirchenfeindlichkeit glaubte hinweggehen zu können. Einer der Hauptwortführer dieser verhängnisvollen Beruhigungspolitik, Prof. Schneider, schrieb unter völliger Verkennung der Zeichen der Zeit, als die Welle des Kirchenaustritts gerade einen Höhepunkt erreichte, in seinem „Kirchlichen Jahrbuch" (1923):

> Die Kirchentreue wird gestählt in harter Zeit, sie wird das Feld behaupten.

Inzwischen hat man an Brennpunkten des Kampfes jedoch erkannt, worum es geht. Ein jüngster Aufruf der evangelischen Geistlichen der Stadt Leipzig an die Öffentlichkeit bringt den Ernst der Lage in unmißverständlichen Worten zum Ausdruck. Wie ernst auch im Ausland die Entwicklung der Dinge beurteilt wird, geht aus einer Äußerung der schottischen Wochenschrift „Scots Observer" (vom 20. November 1930) hervor:

> Es handelt sich um ein schweres Problem, um eins, vor das sich — und zwar bald! — das Christentum in der ganzen Welt gestellt sehen wird. Es wird zu spät sein, wenn der Kölner Dom eine kommunistische Konzerthalle und die Wartburg ein proletarisches Klubhaus ist.

Wenn im Folgenden der Versuch gemacht wird, die jüngste Aktion der Gottlosen-Bewegung mit einigen Strichen zu skizzieren, so wird dabei an eine Linie angeknüpft, die die CW in früheren Jahrgängen (z. B. 1912, 1914) eingehend verfolgt hat. Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Gottlosen-Bewegung bleibt einem späteren Beitrag vorbehalten.

Die neue Phase[1]) in der Geschichte der Gottlosen-Bewegung wurde eingeleitet mit jener bekannten (von

*) Der „Bund deutscher Frauenvereine" hat soeben eine treffliche Erklärung zur Frauenarbeit inmitten der heutigen Wirtschaftskrisis erlassen, auf die wir doch in diesem Zusammenhang hinweisen möchten. Zu finden z. B. Frankf. Ztg. 316/18 vom 20. 4.

[1]) D. Schneider unterschied folgende Phasen: 1908—1909, 1913—1914, 1928 ff., wobei freilich die Austrittsbewegung im vorigen Jahrhundert nicht berücksichtigt ist.

der Telegraphenunion Ende November 1930 verbreiteten) Meldung über eine Verlegung der Geschäftsstelle der „Internationale der Gottlosen" nach Berlin. Der Inhalt der Meldung, die in kirchlichen Kreisen stark beunruhigte, blieb lange unklar. Man glaubte sie weithin dahin verstehen zu müssen, daß „die auf weltanschaulich-kommunistischer Grundlage beruhende Organisation der russischen Gottlosen im wörtlichen Sinne etwa von Moskau nach Berlin verlegt werden sollte". Erst Anfang Februar veröffentlichte die Telegraphenunion eine längere Meldung aus Moskau (über Kowno), die einige Aufklärung bringen sollte[2]). Den Tatbestand faßt Reichsinnenminister Dr. Wirth in einem Schreiben an den Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, D. Kapler, folgendermaßen zusammen:

Die Wiener „Internationale proletarischer Freidenker" (IpF) hat sich in ihrer Sitzung in Bodenbach am 15. November 1930, dem sogenannten 4. Internationalen Kongreß, gespalten. Die Kommunisten sind ausgetreten und haben am 16. und 17. November 1930 in Tetschen die Konferenz allein fortgesetzt. Auf diesem Rumpfkongreß, der für sich in Anspruch nahm, die Fortsetzung des 4. Internationalen Kongresses der IpF zu sein, hat die abgespaltene kommunistische Gruppe beschlossen, das Exekutivkomitee der IpF nach Berlin zu verlegen. ... Die Wiener Organisation besteht fort und erkennt den Rumpfkongreß und seine Beschlüsse nicht an.

Noch ehe diese Klärung des Tatbestandes erfolgte, war eine verstärkte Propaganda der Gottlosen bereits in vollem Gange. Den Auftakt bildeten zwei Broschüren, die auf Massenvertrieb berechnet sind und von denen die eine („Das wahre Gesicht der Kirche" von W. Olschewski[3]) mit dem Aufruf schließt: „Heraus aus der Kirche! — Hinein in den Deutschen Freidenkerverband! Dies ist die Parole für jeden klassenbewußten, arbeitenden Menschen." Die andere („Was will der Deutsche Freidenkerverband"[4]) schließt mit den Worten: „25 Jahre der Tätigkeit liegen hinter uns. 600 000 Mitglieder, zwei Millionen Kirchenaustritte — das ist das Fazit! Das gibt uns die Kraft, weiter zu arbeiten."

Fast gleichzeitig (Februar 1931) fand in Berlin ein „Gottloser Abend" statt, über den ein Berliner Blatt (DAZ 1931 Nr. 64) abschließend urteilt:

Und dieses Schauspiel konnte bis zu Ende durchgepeitscht werden — es gab keine Behörde, die im Herzen Berlins das Scheußlichste, was es an Gotteslästerung geben kann, verbot.

Am Volkstrauertag fand in Berlin eine bolschewistische Veranstaltung statt, in der vorwiegend die jugendlichen Kommunisten (Rote Pioniere) das Programm der Vorführungen bestritten. Über die Hetze gegen Glauben und Kirche heißt es in einem Bericht (Der Tag 1931 Nr. 53):

Fast in jedem Bühnenbild wurde ein Geistlicher im Ornat dargestellt, mit dem Kreuz und der Bibel in der Hand, der von den Roten Pionieren beschimpft und besudelt wurde. So wurde in dem einen Bild ein Geistlicher auf der Bühne niedergeschlagen, ihm sein Kreuz entrissen und mit Fluchen um die Ecke geworfen. Auch das Vaterunser wurde in übelster Weise verhöhnt.

Der Berliner „Verband proletarischer Freidenker", der die revolutionären Kräfte in der Reichshauptstadt zum Generalangriff gegen die christlichen Kirchen führen soll, hat in das Ehrenpräsidium der Gründungsversammlung einen Führer der russischen Gottlosen gewählt. Einzelne Unterbezirke schlossen untereinander einen „revolutionären Wettbewerb", worin sie sich verpflichten, den Literaturvertrieb um 50 Prozent, den Vertrieb der Zeitschrift „Proletarische Freidenkerstimme" um 100 Prozent, den Mitgliederstand um 100 bis 300 Prozent zu steigern. Auf der Ausstellung der Proletarischen Freidenker am Wedding — Berlin — fehlte das bereits von der „Ifa" her bekannte Transparent nicht, das unter dem Motto: „Weißt du, wieviel Kirchen stehen in dem roten Spreeathen?" in einem Stadtplan die Berliner Kirchen zeigt, während daneben triumphierend mitgeteilt wird, wieviel Kirchen man in Rußland geschlossen, wieviel Pfarrer man vertrieben habe.

Die Ausstellung wurde am 13. März 1931 auf Grund einer Verfügung des Polizeipräsidenten Grzesinski geschlossen, nachdem sie von 20 000 Arbeitern besucht war.

Über das Wachstum der Bewegung teilt „Die Welt am Abend" vom 13. März bei Gelegenheit des Zusammentritts des Ersten Reichskongresses des Verbandes proletarischer Freidenker in Leipzig (am 13. März 1931) mit, daß von Oktober 1930 bis März 1931 die Mitgliederschaft des Verbandes von 88 200 auf 119 400 gestiegen sei, die Zahl der Ortsgruppen von 576 auf 723. Die Auflage der Verbandsorgane wird auf 1 265 000 angegeben.

Dieser Front des Verbandes proletarischer Freidenker schloß sich die Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland mit einer Kundgebung „Warum kämpfen Papst und Kirche gegen die Sowjetunion?" am 12. März 1931 in Berlin an. Zu Wort kamen u. a. (von evangelischer Seite) Dr. C. Vogl und Lic. Dr. Hartmann. Die Kundgebung legte den Nachdruck auf die Verkoppelung zwischen Papst, Kirche und Kapital und auf den Verfall der sogenannten christlichen Kultur. Der einzige Staat, der heute kulturelle Großtaten aufzuweisen habe, sei Rußland. Das Bestehen von Christenverfolgungen in Rußland wurde nahezu geleugnet. Daß gelegentlich Übergriffe untergeordneter Stellen vorgekommen seien, wurde freilich zugestanden. Vogl stellte fest, daß bisher nur etwa 10 Prozent der Kirchen geschlossen seien, was bei der Fülle der Kirchen in Rußland nicht viel besage. Wenn freilich die Schließung der Kirchen so weitere Fortschritte mache, gäbe es vielleicht in zehn Jahren keine Kirchen mehr. Er hätte in einem russischen Orte selbst angehört, wie bei einer Konfirmation etwa zehn auf die Frage des Geistlichen, ob sie geloben wollten ... mit „Nein" geantwortet hätten. Diese Ehrlichkeit sei vorbildlich und sei auch für uns in Deutschland zu wünschen[5]).

Die „Lieder des Gottlosen" auf der Schallplatte, Werbetrupps mit Trompeten, Sprechchören, Grammophonen in Großstadthöfen, wobei die Bewohner Gelegenheit haben, den Kirchenaustritt auf rasch aufgeschlagenen Tischen zu vollziehen, Freidenkerumzüge (unter Begleitung der Schutzpolizei), die in Bildern die Kirche verhöhnen, tragen an ihrem Teil dazu bei, die Gottlosen-Bewegung zu fördern. Sechs Schallplatten der Proletarischen Schallplattenzentrale sind soeben beschlagnahmt worden, einige darunter wegen Beschimpfung der Kirche.

Zu den Propagandamitteln in Berlin gehören ferner die Schulzeitungen. Es sind auf Wachsplatten geschriebene Zeitungen, für die Kinder eines bestimmten Stadtteils oder einer Schule bestimmt. Sie führen die verschiedensten Titel: „Die rote Sturmfahne", „Alarm", „Schulbombe", „Der rote Schulsender", „Schulstreik", „Der Schulspion", „Die Schulgranate", „Die rote Sirene", „Der rote Schulbesen", „Der rote Pionier", „Der rote Schüler". Sie sind so geschrieben, daß man anneh-

[2]) Vgl. z. B. „Berliner Börsenzeitung" vom 3. Februar 1931.
[3]) „Der Freidenker", Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Berlin.
[4]) Referat von Max Sievers, Vorsitzender des Deutschen Freidenkerverbandes auf der Verbands-Generalversammlung im April 1930 in Berlin.
[5]) Man fragt sich, warum denn die Kinder an der Konfirmationsfeier teilnahmen. Die Ausführungen des Redners machten das nicht deutlich, ließen aber vermuten, daß es sich um einen demonstrativen Akt handelte, den sie gewiß unter hetzerischer Einwirkung von dritter Seite verübten. — Was die Christenverfolgungen in Rußland betrifft, so hätte sich der Unterzeichnete gern von Lic. Hartmann belehren lassen, daß sie nicht so schlimm sind. Die Ausführungen Hartmanns waren jedoch nicht beweiskräftig. Es geht doch nicht an, einen Sowjetmachthaber auf dem Philosophenkongreß in Oxford darüber zu befragen, dessen Meinungsäußerung dann als bare Münze hinzunehmen und ihn gleichsam als Kronzeugen in dieser Frage hinzustellen.

men soll, sie seien von Kindern verfaßt. Dafür sprechen die vielen orthographischen und grammatikalischen Fehler und der oft unbeholfene Ausdruck. Verantwortlich gezeichnet sind sie häufig von kommunistischen Abgeordneten. Die meisten Beiträge dürften wohl von Erwachsenen geliefert sein. Die Zeitungen werden meist von Mitgliedern des Jung-Spartakus-Bundes, also Kindern, bisweilen auch von Erwachsenen vor den Schulgebäuden verteilt, doch so, daß die Verteiler alsbald verschwinden, wenn ein Lehrer oder gar ein Polizist auftaucht!

Ebenso wurden in Gera (Thüringen) vor den Schulen kommunistische Handzettel verteilt, auf denen zu Veranstaltungen der Roten Pioniere eingeladen wurde. Ein Handzettel kündigte einen Gottlosen-Nachmittag an. „In der Schule — hieß es da — erzählt man euch immer viel von der Güte Gottes, vergißt aber dabei immer, über euer elendes und ungerechtes Dasein zu sprechen, was selbst Gott der Gerechte duldet. Die Roten Pioniere rufen euch zu: Heraus aus dem Religionsunterricht! Religion soll euch nur verdummen!" Anschließend wurde das Programm angekündigt: „Kasperle als Pfaffe" „Pastor Schwindelmeier spricht" usw.

Dieser „Nachmittag" hat, weil von der Polizei verboten, nicht stattgefunden.

In Ratibor führten Kommunisten bei einer Demonstration ein Transparent mit, das den „Christus mit der Gasmaske" nach dem Bilde von George Groß darstellte.

In Dresden wurde ein „Gottlosenjahrmarkt" veranstaltet, auf dem eine Truppe „Die blaue Bluse" auftrat. Die Vorstellung wurde von der Polizei unterbrochen.

Zwischen den Leipziger Freidenkerverbänden und denen von Odessa besteht ein gegenseitiger Wettbewerb; Leningrad fordert Thüringen zum Wettbewerb heraus.

Das Zentralbüro der russischen Gottlosen stellt fest, daß die Gottlosen-Bewegung nunmehr in 26 Ländern im Gange ist.

Berlin Kurt Böhme

Nordisches Christentum

Vilhelm Grönbech: Kampen om Mennesket (Der Kampf um den Menschen). Jespersen & Pios Verlag, Kopenhagen 1930. 250 S.

1

Als mir vor langen Jahren durch einen Auftrag der „Täglichen Rundschau", eine Reihe Kulturartikel über die heutigen Verhältnisse in Skandinavien zu schreiben, die so ersehnte Möglichkeit ward, die Lande meiner Jugendliebe für nordische Kunstformen und Mythologie wirklich kennen zu lernen und zu studieren, fiel das in eine Zeit, in der ich durch innere und äußere Lebensumstände in eine starke Bewegtheit meiner religiösen Vorstellungen versetzt war, die sich gegen einen gewissen lutherischen Dogmatismus wandten, mit dem ich üble Erfahrungen zu machen gehabt hatte. Standen meine Aufsätze zum Ultramonanismus-Streite gegen den Romanismus auf den Seiten der „Täglichen Rundschau", so befand ich mich auch mit den protestantischen Glaubenserlebnissen christlicher Art gerade in dieser Zeit in Zwiespalt und trat mit solchen Empfindungen, nirgends den entsprechenden christlichen Anschauungen begegnet zu sein, die Fahrt in die Lande der nordischen Mythologie an.

Was mir als Tatsachen der Natur, der Menschen und des seelischen Lebens entgegentrat, machte einen überwältigenden Eindruck auf mich. Hier war nicht nur jenes absolute Persönlichkeitserlebnis, wie es die Vorstellung des nordischen Menschen für mich aus dem Studium der Literatur hatte mit seiner seelischen Weite, Reinheit und Empfindsamkeit, hier war auch jenes unmittelbare und echte Naturerlebnis, wie wir es als Jugendbewegungsmenschen, als religiöses uns — und wie vergeblich! — ersehnt und heranzubilden versucht hatten. Hier war endlich eine solch ursprüngliche geistige Gefaßtheit und Verbundenheit, wie man sie sich als das Erleben der griechischen und nordischen Mythologie vorzustellen pflegt, in diesen Seelen noch real; hier war noch mythologische Gottnähe und Gottwirklichkeit erlebt. In diesen skandinavischen Menschen „lebte" noch Mythologie. ... Und unter diesen Eindrücken, die mich tiefst und immer von neuem erschütterten, zusammen mit meinem eigenen inneren Kämpfen und Klärungsuchen um eine mir entsprechende Auffassung der christlichen Geistesinhalte entstand damals eine kleine Arbeit, deren Titel „Die Wiedergeburt des Christentums aus dem Geiste der nordischen Mythologie" deutlich genug sagt, was für meine damaligen Vorstellungen der mir ideal und strebenswert erscheinende Inhalt einer Auffassungs- und Auslebensweise des Christentumes war und als Ziel erreichensnotwendig vorkam.

Jahre vergingen. Die sich stellende Aufgabe fast ausschließlicher skandinavischer Kulturforschungen und damit der ständige Aufenthalt im Norden brachte neben den wertvollen Früchten von größeren Arbeiten auch Manches und sehr Bitteres an dem Erleben der skandinavischen Geisteswelt, was sich der für sie anfangs so Begeisterte nicht hätte träumen lassen. Blieb auch die Bestätigung meiner Ansichten über nordische Kulturproblematik nicht aus, sondern wurde sie sogar mit der Grundlegung eines eigenen Forschungsinstitutes belohnt, so wurde das wache Auge doch durch sehr Vieles nicht befriedigt, was heute und vor allem am lautesten sich als religiöse Prägung im Norden oder gar nordische christliche Prägung geltend macht. Denn was sogar allgemein als nordische Religiosität über die Grenzen Skandinaviens hinaus gelten wollender lutherischer Dogmatismus z. B. von Upsala ausging, schien mir so wenig entsprechend, wie es mir entsprechend scheinen konnte, daß die religiösen Sekten amerikanischer Herkunft das bei weitem größte Kontingent der eigentlichen religiös direkt sich betätigenden Menschen in Skandinavien ausmachen. (Die größte Gemeinde in Stockholm z. B. ist die der Philadelphia-Bewegung.) Mir schien vielmehr die richtige und eigentlichste, christlichste Bewegtheit des Nordens in einer Richtung liegen zu müssen, die auf eine Ausformung aus der realen mythologischen nordischen Wirklichkeit heraus entstand, wie sie mich selbst angesprochen hatte und zu der ich nur ganz wenige und unbedeutende und, wenn sie einmal intensiver waren, antichristlich gerichtete Stimmen vernahm.

2

Um so tiefer berührte es mich, als vor wenigen Wochen ein umfänglicher Band Aufsätze von einem Mitgliede der Professorenschaft Kopenhagens Professor Vilhelm Grönebech unter dem Titel „Der Kampf um den Menschen" erschien, den man als eine mächtige und bedeutsame Stimme jener eigentlichen nordischen Christlichkeits-Auffassung zu bezeichnen hat, die seit Grundtvig zu vernehmen war. Professor Grönbechs Buch stellt eine Sammlung von Abhandlungen aus den verschiedenen Lebensperioden dar, die die Realität des nordischen Menschen und der nordisch mythologisch erlebenden Seele im Verhältnisse zum Christentume zum Inhalte haben. Im Mittelpunkt steht eine längere Abhandlung in Erzählungsform: „Religionsbekehrung im Norden", die, in die isländische Götterzeit verlegt, doch ihre tiefe Bedeutung auch für das heutige religiöse Erlebnis nicht geheim läßt und deren bedeutsamen Schluß ich nicht umhin kann hier übersetzt wiederzugeben:

Unserer Väter Herzenswandlung antwortet nicht recht auf das, was in unserer Zeit ein Missionar unter Bekehrung versteht. Er kommt aus einer Welt, wo der Mensch einsam geworden ist und nichts Anderes zu erleben vermag, als was in ihm selber vorgeht. Sein Leben besteht im Seelenkampfe und innerem Aufruhr, und wenn er ausgeht, um seinen Glauben zu verbreiten,

sucht er immer den Einzelnen, auch da, wo der Einzelne überhaupt nicht existiert. Er verlangt naiv, daß, um bekehrt zu werden, der Heide dieselben Krisen erlebe wie er selbst, und er anerkennt nicht einen Mann als vollen Christen, wenn er nicht die Bekehrung erlebt mit einer bestimmten Art von Gedanken und Meinungen, so daß er zu Hause in der Kirche so zu predigen vermöchte, daß es der Zuhörer gar nicht merkte, daß es der Bekehrungspriester nicht ist, der spricht. Die Missionare wollen das Christentum einführen, wie Professoren Wissenschaft und Technik lehren, und werden ängstlich, wenn Irgendjemand etwas aufweist, was aus ihm selber erwachsen ist.

Diesen Christen ist es peinlich, anzuerkennen, daß religiöse Bekehrung im Norden eine bedeutungsvolle Begebenheit in der Geschichte des Christentumes ist. Es drängen sich unwillkürlich so viele Vorbehalte hinein zwischen die heidnischen Bräuche und die mitgebrachten Urteile, daß nur die Priesterschaft, die hereinkommt als Bekehrte oder den Kirchendienst als Handwerk ausübt, die Einzigen seien, die Christentum repräsentieren. Man bezeichne diesen Vorgang, wie man will, es war ein Übergang von einer Religion zu einer anderen, und das bedeutet eben Nein zu sagen zu den alten Göttern und die neuen anzunehmen. Aber was zur Welt kam, war eine lebende Religion, wobei es nicht eine „Einführung des Christentums" blieb, sondern eine Neuschöpfung ward, die deshalb ihre eigene Energetik und ihre eigene Prägung hatte, so daß man sie nie und nimmer mit der Volksfrömmigkeit des Südens verwechseln kann, geschweige daß man von kirchlicher Theologie zu sprechen vermöchte. Und trotz aller Abhängigkeit vom Papsttum und der Kirchenlehre kann man das Eigentümliche von unserer Väter Gottesglauben in dem Fortgang der Geschichte spüren. Ja, dieser Gottesglaube wirkt auch noch in uns, er schreibt und spricht aus der Urzeit, aus Erlebnisquellen, die nur Gültigkeit haben bis zu den Alpen und nicht weiter, ja nicht einmal so weit.

Und wie sich dies Altnordische im modernen Bewußtsein noch geltend macht, das behandelt u. a. Grönbech vorzüglich in einer Abhandlung, die er Grundtvig gewidmet hat. „Seine alte belialische Liebe zum heidnischen Göttertum wächst still unter deren Verurteilung, und Odin und Tor werden so nicht nur anerkennbare Wesen, sondern sogar christliche zuletzt." ... „Heroisch einfältig wie Tor fährt er (Grundtvig) auf und poltert und lärmt und tobt, wenn der Geist über ihn kommt und ihn drängt, für seinen Gott den Krieg zu führen." ... „Man kann nichts Geringeres sagen, als daß Grundtvig eine neue Religion geschaffen hat." ... „Das ist das Unchristliche, oder wie man es ebenso gut nennen kann, das Überchristliche und Unkonfessionelle in Grundtvigs Art, daß sowohl Golgathas Düster und der Auferstehung Lichtglanz wie der Riese, der an dem Tore der Hölle poltert *ihre Kraft behalten* ...".

Und aus Grönbechs eigenen Gedanken im Buche notiere ich hier einige: „Die Natur selbst ist eine Mythe und deshalb wimmelt es von Leben." ... „Aber der Mensch würde nie zu einer großen Lebenserneuerung kommen, wenn er selbst außerhalb der Natur stände; *das Geheimnis seiner Stärke liegt ja darinnen, daß er selbst teilhaftig ist an der Welt des Tieres und der des Himmels.*" ... „Das, was wir Kult nennen, ist eine Konzentration des Lebens. ... Die Sonne in ihrem Tanz ist das ewige, zeitlose Wesen, das durch des Festes Kraft wiedergeboren wird Tag um Tag am Himmel." ...

Spricht hier ein Vertreter eines üblichen uns bekannten christlichen Dogmas, oder spricht hier ein Fürsprecher Altheidentums? Nun, die Wirklichkeit ist, daß ein Vertreter eben einer Christlichkeitsauffassung hier spricht, der, ohne jene nordische Lebenswucht zu verlieren, nicht nur ein Christ sondern sogar ein Professor für Religionsgeschichte an einer Universität ist.

Man beachte sehr dies Buch (vielmehr übersetze es erst). Und lerne, was ein moderner Mensch und ein christlicher — für eine Kraft aus der Mentalität des Europanordens auch heute noch sich holen kann.

Kopenhagen-Alsfeld *Ernst Harms*

Bemerkungen zu den „Naturreligionen"

Quellen der Religionsgeschichte, herausgegeben im Auftrag der Religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Lex.-8. Gemeinsamer Verlag mit der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig, Ausgabe nur durch den Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht.

Der Besprechung liegen vor: Lieder des *Rigveda*. Übersetzt von Alfred Hildebrandt, geb. 9.50 M.; Karl Florenz, Die historischen Quellen der *Shinto*-Religion. Aus dem Altjapanischen und Chinesischen übersetzt und erklärt. 1919, geb. 23 M.; Westermann, D., Die Kapelle. Ein *Negerstamm in Liberia*. Dargestellt auf der Grundlage von Eingeborenenberichten. Mit zwei Nachträgen 1921, geb. 28 M.; K. Th. Preuß, Religion und Mythologie der *Uitoto*. Textaufnahmen und Beobachtungen bei einem Indianerstamm in Kolumbien (Südamerika) 1921, geb. 37 M.

Sehr mit Nachdruck möge an die Quellen zur Religionsgeschichte erinnert werden. Sie sind ganz außerordentlich wertvoll. Und sie veralten nicht. Ganz besonders möchte ich auf den Band über die Uitoto hinweisen. Auf ihn als Beispiel für die Werte, die man aus diesen Bänden erheben kann, gehe ich etwas näher ein.

Der Band enthält ganz überaus eindringliche Texte, wie ja auch die mexikanischen Nayarittexte, die derselbe Sammler, K. Th. *Preuß*, seinerzeit uns schenkte, von stärkster religiöser Entladungskraft waren. Wer die nötige Einstellung solchen urtümlichen Texten gegenüber zustande bringt, was freilich durchaus nicht leicht ist, der wird in ihnen eine wirklich religiös erschütterte Seele aufklingen hören, so urweit sie auch der „faustischen" Seele der abendländischen Frömmigkeit entfernt wohnt.

Waren es bei der Nayaritexpedition die Gesänge, so sind es hier die Prosatexte, die Mythen, die die eigentliche Kraft der Sammlung ausmachen. Eine Geschichte wie die von den Irrfahrten Fuyedamonas, wie er im Wahnsinn über die Haide streift und erst, als er einen halbvernichteten Stamm von seinem Dränger, einem Fledermausdrachen befreit, Heilung findet (S. 230—70), hat etwas auch künstlerisch angesehen Hinreißendes in ihrer wuchtigen Monotonie. Alle Texte sind dabei Zeugnisse einer großen Übersetzungskultur, auf der Höhe etwa der Neumannschen Buddhaübersetzungen (Reden Buddhas, München, Piper). Man kann gar nicht genug bedauern, daß es für solche Fälle in Deutschland Mäzenaten — wie niemals recht gegeben hat, so heut erst recht nicht gibt — wir begnügen uns damit, die amerikanischen zu bewitzeln; mit dieser etwas wohlfeilen Leistung glauben wir, unsere Überlegenheit über den „Amerikanismus" genügend bewiesen zu haben. Inzwischen bleibt es zu bedauern, daß ein Forscher, der sich so wie Preuß ausgewiesen hat, nicht in die Lage versetzt wird, Jahr für Jahr einen solchen Fischfang zu tun. Hier müßte die öffentliche Hand eingreifen, sollte man meinen; denn hier handelt es sich um eine Kraft allererster Ordnung, deren richtige Ausnützung als ein vaterländisches Interesse erscheinen darf.

So bieten denn auch die Vorbemerkungen und Erläuterungen zu der Sammlung allerlei sehr wichtige Hinweise. Man braucht die Preußsche Voraussetzung nicht zu teilen, daß die sogenannten Naturvölker uns die Zustände einer primitiven Vorzeit unmittelbar bieten. Es ist wahrscheinlicher, daß sie einen posthistorischen Geisteszustand, Fellachenart, spiegeln. Und das wäre ja gerade für die Beurteilung religiöser Überlieferungen von durchgreifender Wichtigkeit.

Es sind da allerlei Vorfragen zu erledigen.

Wir sind in unserm Nachdenken über Kulturdinge noch gar zu sehr an die großen Schriftkulturen und ihre Alleinschätzung gebannt. Wir stellen uns eine stoßwellenhafte Aufwärtsbewegung der sogenannten „historischen" Zeit vor, hinter der wir nur eine unbewegte breite Front vorhistorischer, vorkultureller Primitivität sich ausdehnen sehen. Indessen dieses Bild ist greulich verzeichnet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es vorkulturelle Völker im strengen Sinn überhaupt gibt. Es müßte denn an Völker gedacht sein, die eine entscheidende günstige Blutmischung

eben erst vollzogen, eine entscheidende Aufweckung eben erst erlebt hätten, kurz, die in ihrer grundlegend religiösen, ihrer schöpferischen Zeit noch leben, so daß die religiösen Aufzeichnungen, die man bei ihnen machen könnte, sozusagen gleichzeitig, authentisch wären. Es mag solche Völker noch geben. Frobenius scheint derartiges andeuten zu wollen, wo er in seinem "Paideuma" von den Bene Lulea erzählt im Becken des Kassai, südlichen Hauptnebenflusses des Kongo, das er charakteristischerweise beschreibt („Atlantis" XII) als „die Heimat einer ganz besonders reichen Anhäufung von Stämmen verschiedenster Kulturzusammengehörigkeit" *).

Die unbewegte Linie vorkultureller Primitivität dürfte sich einem kritischer hinschauenden Blick in einen unabsehbaren Aufstieg von Kulturstufen auflösen, die aufeinander folgen, zum Teil auch nebeneinander hergehen. Jede von ihnen ist je auf ihrem Niveau nach dem gleichen Gesetz „angetreten", aufgeblüht und „Natur" geworden, wie wir es von einigen der Schriftkulturen bereits erlebt haben. Nur daß alles unendlich langsamer vor sich gegangen sein mag. Die Hochkulturen haben eben den großen Vorzug, gleichzeitige Aufzeichnungen ihres Aufstiegs zu besitzen, an denen sie ihre Motive immer einmal reinigen und neu dirigieren können. Von den vor-schriftzeitlichen Kulturen ist schwer anzunehmen, daß sie gleichmäßig über Blüte, Hochkultur und Verfall hinweg die Äußerungen ihres Aufstiegs unverändert, ungealtert im Gedächtnis behalten konnten, so treu man sich solch ein vor-schriftliches Gedächtnis auch vorstellen mag.

Es gelingt vielleicht mit der Zeit, Methoden auszubilden, um das Alter einer Überlieferung zu beurteilen. Vielleicht kann man von Frobenius oder aus seiner Schule derartiges erwarten. Ich denke an zwei Kriterien im besondern:

Einmal: die Uitoto-Texte geben zum großen Teil Mythen von den Kulturheroen, den sogenannten „Heilbringern", sei es solchen, die die Menschheit von atavistischen Ungeheuern und Mördern befreiten, sei es solchen, die Ordnung und Gesetze schufen, sei es solchen, die wichtige grundlegende Entdeckungen oder Erfindungen machten. Auf sie beziehen sich die Feste und die Mythen, die an ihnen erzählt werden, um ihr Andenken aufrecht und so die Quelle der Schöpfung rein und stark zu erhalten. (Man erinnere sich der feinen Bemerkungen Fechners im 5. Kapitel seines „Leben nach dem Tode".) In manchen dieser Uitotomythen nun fühlt man noch den ursprünglichen Jubel oder die Dankbarkeit gegen den Heroen hindurchklingen. So im Yukamythus (Nr. 2). Immer von neuem bricht es durch: „Was ist doch dieser Baum der Sättigung! Wir waren arm und aßen Erde; jetzt haben wir diesen Baum der Sättigung!" Oder die Dankbarkeit im bereits erwähnten Mythos (Nr. 6) „Wer hat die Fledermaus getötet? — Fuyedamona tat es!" Fast überall aber ist trotzdem die Tat selber schon ganz unverdienstlich geworden, ins unheroisch Naturhafte hineingeblaßt. Was denn einen deutlichen Fingerzeig auf die Entfernung abgeben dürfte.

Und dann ein Zweites: Preuß nimmt an, daß diese Mythen in ziemlich ihrem ganzen Umfang Ausdichtung von Mondveränderungen seien. Der moderne Städter ahne ja gar nicht, was diese Vorgänge am nächtlichen Himmel für Phantasie und Lebensauffassung von primitiven Völkern ohne Wissenschaft seien. Das wird stimmen, und wenn man in dieser Einkleidung der Heroenmythen in Mondbewegungen einen Hinweis darauf sehen will, wie stark im einstigen Aufbruch dieser Religion das kosmische Element gewirkt haben mag, so ist dagegen kaum viel einzuwenden. Das allermeist grundlegende Gefühl jeder Religion scheint zwar ein irgendwie noch so dumpf und unterbewußt sich ausdrückendes Selbstgefühl des Seelischen als unabhängig vom Geschaffenen und ihm überlegen zu sein. Doch pflegt sich die Empfindung solcher Überlegenheit alsbald in einer möglichst nahen und unmittelbaren Beziehung zur schöpferischen Übernatur auszudrücken, und dieser Ausdruck mag sich ganz wohl in eine Betrachtung der Mondschicksale hineinsymbolisiert haben. Immerhin aber führt das nicht bis dahin, in einer solchen phantasievollen Ausdichtung der Mondschicksale den eigentlichen Entstehungsgrund der Mythen sehen zu dürfen. Der bleibt bei jener Überlegenheitsempfindung. Solche Einkleidungen vielmehr — wie sie in einem weltgeschichtlich wichtigeren Fall dem werdenden Christentum auf hellenischem Boden die griechische Philosophie bot — sind stets zunächst Haupthilfen, später Haupthindernisse des seelischen Übermachtgefühls und der seelischen Bewegtheit, die sich in ihnen darzustellen und zu verbreiten suchen, und die wir die eigentliche Religion nennen. Sehr mit Recht weist daher Preuß darauf hin, daß in dieser Vermondung (sozusagen) des Urvaters, der sonst nicht rein deistisch vorgestellt werde, eine sehr starke Hemmung seiner Entwicklungsfähigkeit liege. Auch dieses Kriterium weist also auf eine immerhin ziemlich weite Entfernung von der eigentlich religiösen Entstehungszeit des Mythos hin.

Ob sich in dem merkwürdigen Anfang des Schöpfungsmythos (S. 166) der Nachklang eines Bewußtseins vom seelischen Gehalt des Weltganzen ausspricht? „... Ein Truggebilde berührte der Vater. ... Nichts war vorhanden. Durch einen Traum hielt es der Vater an sich und dachte nach ..." Man lese selbst weiter.

Bischofstein Arthur Bonus

*) Auf beide Frobeniussche Bücherreihen „Erlebte Erdteile", in die als 4. Band das erwähnte „Paideuma" in neuer Auflage aufgenommen ist, und „Atlantis" komme ich noch zurück.

Die Urkunden des bischöflichen Methodismus

Corpus Confessionum. Die Bekenntnisse der Christenheit. Sammlung grundlegender Urkunden aus allen Kirchen der Gegenwart. Herausgegeben von Lajus Fabricius. 12.—15. Lieferung. Berlin und Leipzig. Walter de Gruyter & Co. 1930. 1931. Subskriptionspreis: Lieferung 7 M.

Seitdem ich über den Fortgang des großen konfessionskundlichen Unternehmens von Fabricius vor einem Jahre (1930 4, 183 f.) zum letzten Male berichtet habe, sind nur vier neue Lieferungen zu den alten hinzugekommen. Das ist gerade die Hälfte der Anzahl, auf deren Erscheinen man hätte rechnen dürfen, da für jedes Vierteljahr die Veröffentlichung von zwei neuen Heften in Aussicht gestellt war. Wird dieses verlangsamte Tempo auch weiterhin innegehalten, so wird das Riesenwerk nicht schon in 10, sondern günstigenfalls erst in 20 Jahren, also in einer doppelt so langen Frist, als beabsichtigt war, vollendet werden. Man sollte aber doch sich klar machen, daß die Aussicht auf eine weitere Verbreitung des Werkes um so größer sein wird, je eher durch das sukzessive Fertigwerden seiner einzelnen Bände der Tatbeweis für die Wichtigkeit dessen, was sie darbieten, und damit für die Notwendigkeit des ganzen Unternehmens auch solchen gegenüber, die sich zu einer Subskription noch abwartend verhalten, geführt wird.

An der Leistungsfähigkeit des tatkräftigen und hochverdienten Herausgebers und seiner treuen Mitarbeiter zur Bewältigung der übernommenen Aufgabe wird es nicht liegen, wenn schon so bald nach den verheißungsvollen Anfängen ihrer gemeinsamen Arbeit deren nach außen hervortretendes Fortschreiten so viel langsamer geworden ist. Denn, was bisher geleistet worden ist, verdanken wir doch ganz wesentlich der persönlichen Unverdrossenheit, Tüchtigkeit und Energie von Fabricius selbst, außer dem bisher noch kein anderer selbständiger Mitarbeiter die Herausgabe eines der vielen vorgesehenen Bände des Werkes in Angriff genommen hat. Mit seinen Verdiensten um dieses, denen andere theologische Verdienste vorangegangen sind und deren internationale Bedeutung schon jetzt außer Zweifel ist, steht allerdings die ihm in seiner öffentlichen Berufsstellung bisher leider noch immer vorenthalten gebliebene Anerkennung in Deutschland im umgekehrten Verhältnis.

Nebeneinander hat Fabricius einen Band aus der zehnten und einen aus der zwanzigsten Abteilung bearbeitet. Auch jener, der die öffentlichen Dokumente der Brüdergemeine darbietet (4. bis 9. Lieferung), soll nach einer Ankündigung der Verlagsbuchhandlung demnächst vollendet vorliegen. Der andere, der die Kirchenordnung der bischöflichen Methodistenkirche von 1924 (S. 1—436) nebst ihren Änderungen von 1928 (S. 436—610) und deren fünf Katechismen (S. 610—719) in englischer und in deutscher Fassung enthält, ist in der 15. Lieferung zum Abschluß gebracht worden. Seiner umfangreichen Arbeiten als Textkritiker

und Übersetzer gedenkt Fabricius nur kurz in einem Vorwort. Auf eine lehrreiche Einleitung über Wesen und Geschichte des Methodismus und über die öffentlichen Urkunden von dessen bischöflicher Ausprägung (S. XIII—XXIX) folgt ein zahllose Titel umfassendes Literaturverzeichnis (S. XXX—XXXVII). Aus dem gesamten Bande ist man nun imstande, von dem vor allem in seiner nordamerikanischen Heimat vertretenen, über 12 Millionen Mitglieder und über 10 Millionen Sonntagsschüler zählenden bischöflichen Methodismus ein auf zuverlässigen offiziellen Grundlagen beruhendes Bild zu gewinnen.

Als charakteristisch erscheint da vor allem das Übergewicht, das die praktischen Interessen der Verfassung und der Organisation über die uns Deutschen so viel mehr am Herzen liegenden weltanschaulichen Fragen des Glaubens und der christlichen Verkündigung haben. Auch diese zwar kommen in dem 25 Artikel umfassenden Glaubensbekenntnis, das den kurzen ersten Abschnitt der Kirchenordnung selbst bildet (S. 9—17), und in den Katechismen zur Geltung. Aber von den bei uns seit jeher die Gemüter stets so aufregenden Gegensätzen in der religiösen Gedankenbildung ist da wenig genug zu spüren. Es scheint ein vollends durch Kritik überhaupt nicht berührter Traditionalismus von naiv bibliziistischer und maßvoll orthodoxer Prägung unbestritten zu herrschen. Daß er trotz des aus Einflüssen Herrnhuts herrührenden lutherischen Einschlags überwiegend reformiert geartet ist, läßt sich nicht verkennen. Auch seine von Fabricius hervorgehobene Verwandtschaft mit dem Arminianismus ist deutlich, wenn auch die diesen auszeichnende intensive und selbständige Beschäftigung mit den eigentlich theologischen Anliegen ohne Einfluß auf diese Richtung des Methodismus geblieben ist. Dagegen stellt sich nun dessen Kirchenordnung als eine bis ins Kleinste ausgearbeitete Zusammenstellung von Statuten für die Regelung aller sittlichen, organisatorischen, verwaltungstechnischen und propagandistischen Aufgaben des kirchlichen Gemeinwesens dar. Zwar besteht dieser Codex juris canonici, als den man ihn dem neuen Rechtsbuch des römischen Katholizismus wohl zur Seite stellen kann, nicht ausschließlich aus den zahllosen Soll- und Mußvorschriften, die doch in ihm durchaus überwiegen. Einiges ist auch nur in der Form von „Ratschlägen" zum Ausdruck gebracht worden. Immerhin haben diese in hohem Grade programmatische Bedeutung. So ist man sich jedenfalls sehr deutlich auch vieler noch zu lösender praktischer Aufgaben bewußt. Darin liegt ein bedeutsames Zeugnis für die innere Beweglichkeit dieser ganzen Kirchenbildung vor, aus der es sich auch erklärt, daß schon vier Jahre nach der grundlegenden Kirchenordnung von 1924 deren Ergänzung durch zahlreiche Änderungen möglich gewesen ist.

Insgesamt aber gewinnt man aus den kirchenordnungsmäßigen Bestimmungen des bischöflichen Methodismus den Eindruck einer diesen beherrschenden grundsätzlichen Gesetzlichkeit, die in ihrer Art als ein durchaus reformiertes Erbe erscheint. Zugleich ist ihm eine wesentlich puritanische Richtung seiner praktischen Bestrebungen eigen. Demgemäß kommt es ihm nicht etwa nur im allgemeinen darauf an, zur Aufrechterhaltung, Hebung und Verbreitung der alten guten christlichen Sitte energisch mitzuwirken. Sondern um dieses Ziel zu erreichen, bemüht er sich, anscheinend sogar recht erfolgreich, vor allem auch politischen Einfluß zu gewinnen und, soweit er ihn hat, rücksichtslos auszunutzen. Auf ein Vergewaltigen der persönlichen Freiheit Anderer kommt es ihm da ebenso wenig an, wie einst Calvin in seinem Genfer Gottesstaat. So ist vornehmlich auch durch ihn die zur Zeit in den Vereinigten Staaten zu Recht bestehende Prohibition getragen. Daß eine solche Gegenwirkung gegen den zuvor und heimlich noch immer in Amerika weit verbreiteten Suff als notwendig empfunden und bisher auch mit Erfolg durchgeführt werden konnte, wird Jeder begreifen, der auch nur einmal flüchtig einen Eindruck davon erhalten hat, mit einer wie maßlosen Gier sich amerikanische Besatzungssoldaten im Koblenzer Bezirk dem Genuß gerade auch der stärksten alkoholischen Getränke hingaben. Andrerseits aber geht es doch viel zu weit, wenn in den methodistischen Ratschlägen behauptet wird, Wissenschaft und allgemeine Erfahrung „stimmten mit der Heiligen Schrift darin überein, daß alle alkoholhaltigen Getränke weder nützlich noch harmlos" seien (S. 43) und wenn in den Allgemeinen Regeln § 30 als eine dem Verlangen nach der Seligkeit widerstreitende Sünde u. a. hingestellt wird „das Kaufen oder Verkaufen geistiger Getränke oder das Trinken derselben, ausgenommen in Fällen der äußersten Notwendigkeit" (S. 20). Stehen denn in der Heiligen Schrift nicht auch Stellen wie Matth. 11, 19; Joh. 2, 3—10 und namentlich auch im Alten Testament eine Anzahl von Worten und Wendungen, auf die sich ganz andere Urteile gründen lassen? Und wenn dann ferner die Gewohnheit des Rauchens als „zu einem entschieden christlichen Leben nicht passend" erklärt wird, meint man sich dafür, wie die russischen Starowerzen, etwa auch auf Matth. 15, 11 berufen zu können?

Da hat denn doch der treffliche John Wesley ganz anders geurteilt, als seine Nachfahren im gegenwärtigen Amerika, wenn er sagt: „Unsere Religion besteht weder darin, daß wir Dinge tun, die Gott nicht geboten hat, noch darin, daß wir uns solcher Dinge enthalten, die Er nicht verboten hat; nicht in einer besondern Art der Kleidung, Körperhaltung oder Kopfbedeckung, auch nicht in der Enthaltung von der Ehe, von Speisen und Getränken, die alle gut sind, wofern sie mit Danksagung genossen werden. Darum sollte Niemand das Merkmal eines Methodisten in Handlungen oder Gebräuchen suchen, worüber Gottes Wort selbst nichts bestimmt hat." Diese Sätze stehen in Wesleys Abhandlung über den „Charakter eines Methodisten", die dem Standard-Katechismus von 1905 als Anhang folgt und den Schluß des ganzen Bandes bildet (S. 709—719). Es sind dies Darlegungen, die in ihrer schlichten Knappheit den Geist einer tiefen, warmen und vor allem auch weitherzigen christlichen Frömmigkeit atmen, und die daher auch jeder die Freiheit eines Christenmenschen hochhaltende Lutheraner nur als mustergültig anerkennen kann. Neben einigen der dem deutsch-englischen Katechismus von 1904 als Anhang beigegebenen Zehn Kernliedern bilden sie den religiös wertvollsten Teil der in dem vorliegenden Bande wiedergegebenen Texte.

Bonn Otto Ritschl

Für die Minderheiten

Die offene Wunde Europas. Handbuch zum europäischen Minderheitenproblem. Herausgegeben von Professor Oskar Wittstock jun., Kronstadt. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1930. 192 S. 7.80 M.

In seiner Vielfältigkeit ist das Problem der völkischen Minderheiten eine der schwierigsten Aufgaben, vor die sich die Gegenwart gestellt sieht. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker hat ja leider nicht allen Nationen Europas die Erlösung gebracht. Da gilt es vor allem die psychologischen Grundlagen zu einer Verständigung zwischen Mehrheitsvolk und Minderheit zu schaffen und das zwischen beiden stehende Mißtrauen zu beseitigen. Daß der heute immer wiedergeborene negative, aggressive Nationalismus eine neue Giftatmosphäre erzeugt, daß dieser Nationalismus überhaupt nicht imstande ist, die politischen und sozialen, insbesondere aber die nationalen Probleme zu lösen, ist den Delegierten der Minderheiten, die sich (erstmalig im Herbst 1925) zum europäischen Nationalitätenkongreß in Genf zusammenfanden, eindringlich bewußt geworden. Die Entnationalisierungsbestrebungen der Staaten ihren Minderheiten gegenüber schließen jede Friedensentwicklung von vornherein aus, der Geist des Hasses pflanzt sich von den einzelnen Minderheitsgruppen zu deren Mutterländern fort. Trotz international und verfassungsmäßig festgelegter Schutzverträge haben die Regierungen der Mehrheitsvölker diese Bestimmungen in Verwaltung und Gesetzgebung unbeachtet gelassen oder in einer Weise ausgelegt, die vielleicht wohl dem Buchstaben, niemals aber dem Geiste entsprechen. Eine befriedigende Lösung der kulturellen Autonomie hat nur Dänemark gefunden. In diesem Zusammenhang kann noch Sowjet-Rußland genannt werden, dessen Struktur indeß sich von der übrigen Welt so sehr unterscheidet, daß hier die allgemein gültigen Maßstäbe versagen.

Für das vorliegende Handbuch hat der Herausgeber die berufensten Mitarbeiter gefunden. Von der Schilderung der Lage der einzelnen Minoritäten wird abgesehen — das verbietet der enggezogene Rahmen eines Handbuchs — mit zwei Ausnahmen: A. von Lukaszewicz, päpstlicher Kämmerer in Czernowitz schildert die Lage der Ukrainer und Dr. E. Reut-Nicolussi die Lage der Deutschen in Südtirol. Diese Ausnahmen wurden gemacht: „um die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf diese beiden Volksgemeinschaften hinzulenken, die als die Parias der europäischen Minderheiten angesehen werden können".

Die Ukrainer sind nach den Russen zahlenmäßig das zweitgrößte slawische Volk. Sie bewohnen ein geschlossenes Gebiet und weisen eine Bevölkerungsziffer von 42 Millionen auf. Seine Selbständigkeit verlor das Land an Rußland und Polen. Im Vertrag von Brest-Litowsk wurde seine Selbständigkeit erneut anerkannt. Die nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie gebildete westukrainische Republik konnte sich nur ein Jahr lang halten. Die Bolschewiken hatten schon vorher die Ostukraine in Besitz genommen. Rumänien dehnte seine Hoheitsrechte über die ukrainischen Siedlungsgebiete der Bukowina aus. Das ostgalizische Territorium fiel an Polen. Ein großes, auf zusammenhängendem Gebiet wohnendes Volk wurde so zwischen Polen, Rumänien, Sowjet-Rußland und der Tschechoslowakei aufgeteilt. (Wer denkt nicht an die einstige Teilung Polens?)

Daß die Ukrainer unter den für die Minoritäten in Osteuropa schon an und für sich ungünstigen Verhältnissen sehr zu leiden haben, läßt sich hieraus ableiten. Andere Gruppen können bei Durchfechtung ihrer Beschwerden vor dem Forum des Völkerbundes auf die Unterstützung ihrer Mutterländer rechnen. Die Ukrainer, die größte Minorität in Europa, sind schutzlos, weil sie ohne Anlehnung an einen im Völkerbund vertretenen Staat um die Respektierung ihrer kulturellen und nationalen Rechte kämpfen. Das Gesicht des Nationalismus ist überall das gleiche, in Deutschland wie in Frankreich, wie in Italien, in Polen wie in Rumänien. Der kürzlich — leider zu früh — verstorbene Dr. Carl G. Bruns weist in seiner ausgezeichneten Abhandlung „Minderheitenrecht als Völkerrecht" darauf hin, daß die politische Not Europas „auf eine überhitzte und verzerrte Nationalstaatsidee, die wie eine Krankheit auf unserem Erdball lastet"

zum überwiegenden Teil zurückzuführen ist. Die Purzelbäume, die der polnische Nationalismus im annektierten ukrainischen Gebiet schlug, sind von der Weltpresse eben registriert und kommentiert worden. In Rumänien macht der Universitätsprofessor und ehemalige Minister Dr. Nistor seinen Landsleuten die Entnationalisierung der Ukrainer mit allen zu Gebot stehenden Mitteln zur Pflicht. Man hat danach gehandelt: sämtliche ukrainischen Volksschulen, mit 800 Lehrern und 40 000 Schülern, wurden gesperrt; der Unterricht im gesamten ukrainischen Sprachgebiet wird ausschließlich in rumänischer Sprache erteilt. Schon über zehn Jahre lastet über dem ukrainischen Gebiet der Belagerungszustand und hat jede politische und kulturelle Tätigkeit in ihm unterbunden. Die Parteien versprechen — vor den Wahlen — Wiedereinführung des ukrainischen Schulunterrichts; zur Einsicht sind die maßgebenden rumänischen Kreise bis jetzt nicht gekommen. Kein einziges Versprechen auf kulturellem Gebiete ist eingehalten worden.

Die sogenannten Großmächte haben sich von der Geltung der Minderheitenschutzverträge freizuhalten gewußt, weil es, so sagen sie, bei ihrem kulturellen Hochstand unter ihrer Würde gewesen wäre, sich zu selbstverständlichen Dingen — wie Schutz der Eigenart fremder Volksteile, der Sprache — durch internationalen Vertrag zu binden. Wie verheerend sich diese Lücke im Minderheitenschutz auszuwirken vermag, legt Dr. Reut-Nicolussi in seinem Beitrag zu unserem Handbuch überzeugend dar. Italien hatte bald nach Annexion Südtirol durch Mantelnote zum Friedensvertrag von St. Germain vollste Wahrung der kulturellen und nationalen Tradition, den geistigen und materiellen Besitzstand Südtirols gewährleistet. Es hat sogar einmal den Deutschen Südtirols Territorialautonomie und Selbstverwaltung in Aussicht gestellt. Das faschistische Italien hat sowohl die völkerrechtlich bindenden wie auch intern gegebenen Verträge und Versprechungen rücksichtslos bei Seite geschoben. Das Gegenteil dessen wurde erfüllt, was man versprochen hatte. Auch Italien hat seinen Professor Nistor: Herr Professor Ettore Tolomei hat die systematische Veritalienisierung und Entnationalisierung der südtiroler Deutschen „wissenschaftlich" fundiert. Die alten deutschen Ortsnamen zwischen Salurn und Brenner wurden offiziell durch italienische ersetzt, deutsche Aufschriften, Firmenschilder, sogar die deutschen Inschriften und Kreuze auf den Friedhöfen wurden italienisch gemacht, die Namen alter deutscher Familien ins Italienische übertragen. Die deutschen Gemeindevorsteher wurden durch italienische abgelöst. Die Lage der Deutschen in Südtirol ist die denkbar traurigste. 1926 erbrachte Italien ein Gesetz, wonach „die Gewährung der Option auf Grund der Friedensverträge jederzeit widerrufen werden kann, wenn der Optant sich wegen seines politischen Verhaltens der italienischen Staatsbürgerschaft als unwürdig erweist". Die Staatsbürgerschaft wurde auch solchen Familien verweigert, deren Mitglieder schon seit 500 Jahren in Tirol ansässig sind, und nur deswegen, weil die betreffende Person nicht in Südtirol geboren wurde. Ein weiteres Gesetz aus demselben Jahr entzieht die Staatsbürgerschaft jenen Personen, „die im Ausland eine Handlung begehen, von welcher ... eine Verringerung des Prestiges Italiens zu erwarten ist, auch wenn die Tat kein Vergehen beinhalten sollte". Neben Aberkennung der Staatsbürgerschaft kann auch die Konfiskation des Vermögens verfügt werden. — Den letzten freigewählten Vertretern des Deutschtums in Südtirol ist als den einzigen aller Minderheitenführer die Teilnahme an den Tagungen der interparlamentarischen Union und den internationalen Minderheitenkongressen von ihrer Regierung verweigert worden.

Man kann das Buch nicht warm genug empfehlen. Nicht nur denen, die an der zukünftigen Entwicklung Europas interessiert sind. Unser Kontinent ist in seinen Grundlagen erschüttert und in eine Problematik verstrickt, die seinen geistigen unnd kulturellen Bestand gefährdet. Die 20 Referenten des Handbuchs werben für die Idee der ehrlichen Völkergemeinschaft, und wahrlich nicht aus Idealismus oder Altruismus, sondern aus dem Gefühl der Notwendigkeit heraus. Sie werben für den Völkerbund, der noch längst nicht das ist, was er sein sollte und der nicht das war, was er heute ist. Sie werben für ihn, weil ihnen die Pflege der völkischen Eigenart der Stammesgenossen am Herzen liegt. Sie werben für eine Politik als Funktion des Rechts und wenden sich gegen den Geist des Machtprinzips, dessen egoistische Tendenz sich über alle durch die höhere Gemeinschaft bedingten Rücksichten hinwegzusetzen vermag.

Leipzig Karl Jadziewski-Jask

Bücher und Schriften

Die Verantwortung der Kirche. Eine Antwort an Karl Barth von D. Dr. Otto Dibelius, Gen.-Sup. der Kurmark. Berlin SW 68, Kranzverlag (1931). 32 S. 75 Pfg.

Nun haben wir auch den Vortrag von Dibelius kennen gelernt. Wäre darin nicht die freundlich-zurückhaltende Beschäftigung mit Barth, so würde der harmlose Leser, zumal der aus der Vorkriegszeit her stammende, nichts weiter finden als gut gesagte Selbstverständlichkeiten. Die Epoche, welche 1918 für die Kirche bedeutet, ist wohl einmal stark unterstrichen, im übrigen bewegt sich der Vortrag in den Geleisen des wachsenden kirchlichen Bewußtseins, das durch all die Verfassungsarbeit, durch die Kirchentage, durch Stockholm, Lausanne, auch Ottos Marburger Rede von 1929 bezeichnet ist. Dibelius' bekannte Schriften und Reden haben im Laufe dieser Jahre immer den deutlichsten Ton angegeben; was daran aufregend war, tritt in seinem neuesten Vortrage zurück. — Barth hat in „Zwischen den Zeiten" 1931 Heft 2 darauf hart geantwortet. (Zu seinem ebendort veröffentlichten Vortrag „Die Not der evangelischen Kirche" äußerten wir uns in Nr. 9 Sp. 428 f.) Fast wiederholt sich die Szene von Marburg: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Barth schließt mit dem Wunsche: „es möchte sich doch jeder Leser darüber klar werden, daß er sich zwischen D. Dibelius und mich nicht in eine noch so kluge, noch so vornehme, noch so christliche Mitte stellen kann. Hier versteht schlechterdings nur, wer ohne Wenn und Aber so oder so Partei*) nimmt und den Streit aufnimmt. Des unwahren Friedens ist es für einmal genug. Ich protestiere jedenfalls für mich selbst im voraus gegen jedes Geschichtsbild, das mir eine andere Stellung zuweist als die des ganzen Protestes gegen das ganze, die Sprache von D. Dibelius redende Kirchentum ...".

Man kann nur dankbar sein, daß es hier nicht zu einem voreiligen, gutmütigen Friedensschluß kam. Diese Zwietracht muß in der Tat bis zur letzten Tiefe durchgekämpft werden. Daß das geschieht, dafür garantiert uns Barth und tut damit der Kirche einen großen Dienst. Wir könnten das nicht so, wären viel zu schnell mit der Synthese und der brüderlichen Toleranz bei der Hand. Aber wir lassen uns auch von ihm nicht vergewaltigen. Es sei dahingestellt, ob wir einen Standort in der „christlichen Mitte" finden. Aber wenn wir nun doch nicht einfach Partei nehmen könnten — wer will uns zwingen?

Wie ich schon in Nr. 9 sagte, stehe ich im Grunde meines Herzens zu Barths **Quousque tandem** und also auch zu seinem Berliner Vortrag. Stimmungsmäßig. Zustimmend aus religio seiner Kritik an der Kirche von religio wegen. An einem Beispiel will ich das erläutern. Es ging uns — erbeten — ein Bericht zu über den Evangelischen Film-Kongreß, der vom 3. bis 5. Mai in Kassel stattfand. Voll Befriedigung über das Geleistete und Erlebte. Es war uns nicht wohl dabei, und wir beschlossen, den Bericht nicht zu bringen. Nun lesen wir, was Hermann Schafft im neusten Heft von „Neuwerk" geschrieben hat (13. J., 1. H., April-Mai). Wider den Film „Kreuz über der Großstadt". Was hätte Karl Barth getan, wenn er hätte Zuschauer dieses Film sein müssen? frage ich mich. Mit derlei blasphemischem Kitsch meint man der „Kirche" zu dienen, das „Reich Gottes" zu bauen? — Und nun die Tatsache: bei vielen Teilnehmern Erbauung, bei den Veranstaltern das Bewußtsein, eine gute Tat getan, neue Wege dem Evangelium gebaut zu haben! — Solch heilige Verwirrung: dagegen kann unsereiner nicht aufkommen. Das kann nur die Barthsche Theologie. Und darum ist sie uns unentbehrlich.

Warum kann unsereiner nicht aufkommen? Vielleicht aus Charakterschwäche — Gott weiß es. Aber doch auch: weil man den guten Willen und eine richtige Regung auch auf der andern Seite sieht. Ein redliches Helfenwollen aus eigenem frommen Besitz heraus, ein inneres Getriebenwerden zu dem heutigen Geschlecht auf heutigen Wegen, um ihm doch das Beste zu geben auf allen möglichen Wegen, seis Evangelischer Pressedienst oder Evangelischer Filmdienst... „Unreiner Lippen" — ja, aber können, sollen, dürfen wir warten, bis wir „ganz rein" sind? Ich hörte jüngst in allem Ernst: der Glaube sei ein Schlaf (Mark. 4, 27). Ich verstehe auch das, und weiß: „Den Seinen gibt ers schlafend". Aber sollen wir nun schlafen? Sollen wir nicht „wirken, solange es Tag ist". „Greife zu und halte zu, wer greifen und halten kann" mahnt Luther; „faule Hände müssen ein böses Jahr haben". In welchem Zusammenhang sagt er das? Was sollen „die lieben Deutschen" tun, weil „der Markt vor der Tür", „Gottes Gnade und Wort ... da ist"! Die Bürgermeister und Ratsherrn sollen — Lateinschulen gründen!! In Gottes Namen. Als Kirche. Warum dann heut nicht eine Presse-, eine Filmstelle?

Und so wird der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, der Vorkriegsschrift, der das alles seit 1914 zwar mit erlebt hat, aber doch schon bis dahin mehr oder minder sein Gepräge weghatte, der darum eben mehr nur Beobachter heutigen Wesens als mit-Gestalter sein kann, zwar keine vorzeitigen Friedensschlüsse propagieren, aber mit Spannung darauf warten, wie nun doch die Auseinandersetzung weitergedeihen, welcher Segen daraus erwachsen will. „Dämonien" warten der Streitenden auf beiden Seiten; seinem Widerpart schützend dagegen beizustehn ist der eigentliche Dienst, den ein Teil dem andern leisten soll und wird. Diese Zuversicht allein macht mir den Zustand erträglich. Das ist kein freventliches In-der-Mitte-stehn, kein gottloses Ausgleichen und Vertuschenwollen — es ist der einzige Standpunkt, den unsereiner gegenüber dieser ernsten Zwietracht vertreten kann. R

*) Alle Sperrungen im Zitat so in der Vorlage.

Das Doppelgesicht des Christentums. Von Pfr. Dr. G. Schenkel. Stuttgart, Strecker & Schröder 1931. 180 S. 3.30, geb. 4.60 M.

Das vorliegende Buch, seit langem angekündigt, wurde mit einer gewissen Spannung erwartet. Schenkel ist bekannt als ein überzeugter Gegner der dialektischen Theologie; man wartete mit einiger Neugier auf seine Abwehr derselben. Er ist zudem Vorsitzender des Landesverbandes der religiösen Sozialisten in Württemberg und hat als solcher seine Verdienste; man erhoffte von ihm einen wesentlichen Beitrag zur theologischen Begründung des religiösen Sozialismus. Das Buch wird wegen der Stellung seines Verfassers und wegen seiner einfachen und klaren Sprache gerade auch in nichtkirchlichen Kreisen viel gelesen werden. Das macht eine Anzeige und eine Abwehr nötig.

„Das Doppelgesicht des Christentums" besteht nach Schenkel darin: „Im überlieferten Christentum sind zwei ihrem Wesen nach grundverschiedene Religionen zusammengekettet, eine mythologische Religion des primitiven Denkens und eine geistige Religion von großer sittlicher Höhenlage. Die beiden haben im Grunde nichts miteinander zu tun, widersprechen sich vielmehr und schließen einander aus." Demgegenüber stellt sich Schenkel die Aufgabe, die beiden ganz entschieden zu trennen und sozusagen ganz von vorn anzufangen. „Hier liegt der wichtigste Punkt der modernen Religions- und Kirchengeschichte."

Zum primitiv-mythologischen Weltbild gehört alles, was im apostolischen Glaubensbekenntnis vorausgesetzt und anerkannt wird. Es ist durch die fortschreitende Erkenntnis gänzlich antiquiert. Schöpfungsglaube, Sündenfall, Erbsündenlehre, Christologie, Trinität und Eschatologie haben einen Sinn nur im Zusammenhang mit diesem Weltbild; alles das muß aufgegeben werden. Es ergibt sich weiter: „Das veränderte Weltbild und unser heutiges psychologisches und ethisches Denken heben die überlieferte Fragestellung des konfessionellen Christentums jeder Art auf." „Die alten Fragen selbst sind gegenstandslos geworden." Die Frage „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?" setzt eine Gottesanschauung voraus, die wir nicht mehr haben; sie stammt bei Paulus aus dem Pharisäismus, bei Luther aus den Angstträumen seiner katholischen Jugend. Für uns ist das ganz anders." Die Frage nach der Überwindung des Todes, die Paulus so sehr beunruhigte, wird nebenbei gelöst: „Nur nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele die Auferstehung des Fleisches überflüssig macht." „Vom mythologischen Christentum bleibt nichts." Die schwere Fehlentwicklung des Christentums liegt darin, daß der Glaube an dieses primitive Weltbild als sein Wesen ausgegeben wurde. Glaube heißt in diesem Buch nie etwas Anderes als Fürwahrhalten dieses primitiven Weltbilds; Glaube ist einfach primitive Weltanschauung.

Positiv wird dem „Glauben" die Forderung der Nachfolge Jesu gegenübergestellt. Das „geistige Christentum sieht seine Aufgabe darin, das ganze Leben immer neu zu gestalten aus diesen geistig-sittlichen Kräften der Reinheit, der Wahrhaftigkeit, Brüderlichkeit, Friedfertigkeit, Innerlichkeit". „Jesus hat nicht den Glauben gelehrt, sondern die gute Tat." „Es ist der ethische Aktivismus, der aus ethischem Optimismus fließt." „Die Sehnsucht, die in dem Wort erklingt: ‚Dein Reich komme' erfüllt sich in dem Gelöbnis: ‚Dein Wille soll geschehen auf Erden durch uns'."

Die Berechtigung dazu wird gewonnen aus einer Analyse der Lehre Jesu. Er war ein „Zweifler" von unbedingter Wahrhaftigkeit. Am ehesten „könnte man ihn einen Lehrer der Weisheit nennen". „Tatsächlich gehört Jesus, was seinen geistesgeschichtlichen Ort betrifft, in die Linie der alttestamentlichen Weisheitsliteratur." Er hat alles Eschatologische abgelehnt. „Man hat ihm zwar fälschlicherweise diese Dinge selbst in den Mund gelegt. ... Aber Jesus war kein phantastischer Narr ... sondern er arbeitete für das Kommen Gottes im Geist." „Der Wert des Lebens liegt nach der Auffassung Jesu ... darin, daß unsere Persönlichkeit eine Verkörperung der ewigen sittlichen Güter und geistigen Werte sei." Sein Zentralgebot war die Liebe. Aber: „Wo wollte die Menschheit auch hinkommen, wenn die Einzelnen nicht mehr ganz selbstverständlich zunächst einmal für sich selbst sorgen wollten? Eine völlige Vernachlässigung der eigenen Interessen ist ein Zeichen von seelischer Erkrankung." Durch diese Liebe wird das Böse beim Andern überwunden: „Die übliche Art zu reagieren ist der denkbar verkehrteste Weg der Selbstbehauptung. ... In der Beherrschtheit und dem Bewahren der Überlegenheit liegt größte Weisheit." Jesus „war ein Optimist reinster Prägung", ein „geradezu unverbesserlicher Optimist" in seiner Auffassung vom andern Menschen. Schließlich wurde er hingerichtet durch seine konservativen Gegner, die seinen Optimismus und seinen Liberalismus nicht ertrugen, aber auch nicht ohne die wesentliche Mitschuld seiner Jünger, die der Lage nicht gewachsen waren: „Hier zeigte sich der Mangel an Selbständigkeit, Sicherheit und Erfahrung. Viel schlimmer freilich war der Mangel an persönlichem Mut der Jünger."

Von hier aus wird dann in einem kurzen Gang durch die Geschichte der Sieg des falschen Christentums dargestellt. Die Art, wie das geschieht, ist genügend gekennzeichnet durch die Kapitelüberschrift: „Minderwertigkeiten im Charakterbild der Apostel." Dazu sagt eine Anmerkung: „Die guten Seiten im Charakterbild der Apostel sind so oft behandelt, daß sie als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden dürfen."

Wie soll man sich mit diesem Buch auseinandersetzen? Wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre, so könnte man sich an diesem fröhlichen Optimismus freuen, wenn auch mit einigem Staunen darüber, daß es so etwas heute noch gibt.

Schenkel wendet sich nicht an die Theologen; er hält von der Theologie, trotz seiner Forderung des grundsätzlichen Durchdenkens, nicht viel und von der dialektischen schon gar nichts. Er will „die wirkliche religiöse Krise" lösen, nicht die theologische. Und es ist ja gar keine Frage: die kirchliche Theologie hat nie den Mut besessen, ein offenes Wort zum Wandel des Weltbildes so zu sagen, daß es auch den Laien vernehmlich geworden wäre, und so ist auch das Bild, das Schenkel vom vulgären Christentum zeichnet, weithin richtig. So darf sein Appell wohl gehört werden, und das Buch könnte seine Verdienste haben. Es ist sicher, daß es von Manchem als Befreiung empfunden werden wird. Freilich nicht bloß als Befreiung von der Mythologie, sondern dann gleich vom Christentum. Es kann einem bange werden um die Sache des religiösen Sozialismus. Sein Schicksal wird sich danach entscheiden, ob er wirklich theologisch etwas zu sagen haben wird, das dem Arbeiter in seiner Welt helfen kann und zugleich den Sozialismus rechtfertigt. In diesem Buch aber ist nichts gesagt, was seit Mark Aurel nicht jeder bessere Freidenker auch gesagt hätte. Von einer theologischen Begründung des Sozialismus kann keine Rede sein.

Immerhin, ein paar theologische Fragen wird ein Mann, der so große Achtung vor der vorurteilsfreien Wissenschaft hat, und ein Tübinger Doktor der Theologie bei aller Abneigung gegen Theologie wohl gestatten müssen. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele hat durch die Kritik am Idealismus und nicht zum mindesten durch den Marxismus, zu dem sich Schenkel doch sonst bekennt, einen starken Stoß erhalten. Wie kann man sich aber diesen fröhlichen Optimismus bewahren, wenn man wirklich ernsthaft damit rechnen muß, daß mit dem Tod auch die geistigen Werte vernichtet werden? Was wird dann aus „der Würde des Menschen"?

Woher stammt dieses Jesusbild? Schenkel behauptet, daß das alles „in Fachkreisen" längst bekannt sei; er zitiert öfters die Kulturphilosophie Albert Schweitzers. Wo sind die Fachkreise, die heutzutage noch ein solches Jesusbild vertreten? Bedenkt Schenkel nicht, daß gerade durch Albert Schweitzer festgestellt wurde, daß Jesus ganz sicher völlig eschatologisch orientiert war? Wird er dann dem „phantastischen Narren" den Abschied geben, oder sich doch vielleicht ernsthaft mit den Problemen der Eschatologie beschäftigen? Er hätte weiter von Albert Schweitzer lernen können (um von Anderen zu schweigen), daß die Bergpredigt doch sehr viel ernster gemeint war denn nur als eine Aufforderung zu brüderlicher Hilfe unter Wahrung der eigenen berechtigten Interessen, ja, daß der Gottesbegriff Jesu sich von dem der Pharisäer nicht unterscheidet. Wird Jesus dann auch zu einem krankhaften Skrupulanten, oder wird sich Schenkel entschließen, in seiner Theologie das Liebesgebot so ernst zu nehmen, wie es die Dialektiker tun möchten (zu deren besserem Verständnis an diesem Punkt etwa Kierkegaards „Leben und Walten der Liebe" zu beachten wäre)?

Ferner: Hat Schenkel nie etwas davon gehört, daß man sich mindestens seit Ritschl um ein metaphysikfreies Christentum bemüht, und zwar in entschiedenem Rückgang auf Luther, und daß man trotzdem am „Glauben" als dem Wesentlichen des Christentums festhielt? Wer gibt ihm das Recht, zu tun, als ob Glaube nach der Auffassung des Paulus, Luthers und aller ihrer Nachfolger, selbst der amerikanischen Fundamentalisten, nichts anderes wäre als gläubige Hinnahme eines primitiven Weltbildes?

Und schließlich: Was soll eine Fabrikarbeiterin, die seit zwanzig Jahren nichts als Brutalität und Armut kennen gelernt hat, mit diesem „Optimismus" anfangen? Was will Schenkel den Leuten sagen, die sich durch keine psychologische Erwägung darüber wegsetzen können, daß sie durch eigene Schuld Gottes Gebot verletzt haben, und die nicht so schnell wie er bereit sind, dem Schöpfer selber die Schuld daran zuzuschieben? Was sagt er dem geängsteten Gewissen, das nach Gewißheit der Vergebung fragt? Ist das etwa keine „wirkliche religiöse Krise"? Hat er nie davon gehört, wie gern der Psychiater da dem Theologen das Feld räumt? Und was will er den Leuten sagen, die ihre Aufgabe ein bißchen radikaler angefaßt und damit Schiffbruch gelitten haben bis hin zu jenem: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?", weil sie dadurch in unendliches Leiden hineingeführt wurden und erfahren haben, daß der „Herr dieser Welt" nicht nur eine mythologische Größe ist, sondern mindestens sehr reale Helfer hat?

Das ist das Peinliche an diesem Buch: nicht, daß es seit dreißig Jahren wissenschaftlich veraltet ist; nicht, daß Schenkel von den Problemen der Theologie so unberührt ist; nicht, daß man uns das nun immer wieder als die Theologie des religiösen Sozialismus entgegenhalten wird — sondern daß Leute in gutem Glauben daran, daß hier das Christentum durch einen berufenen Vertreter sein letztes Wort gesagt habe, das Buch lesen werden, und dann in ihrer Welt mit diesem „Optimismus" rettungslos Schiffbruch leiden müssen; daß es unsern Arbeitern, statt eine Hilfe zu sein zu einem Glauben, der glaubt gerade in den tiefsten Enttäuschungen und Leiden und hofft, wo nach menschlichem Ermessen nichts mehr zu hoffen ist, den Weg verbaut und tut, als ob er nicht vorhanden wäre und nie vorhanden gewesen wäre.

Elisabeth von Aschoff

Zur deutsch-amerikanischen Verständigung

1. Die „Brücke" der deutsch-amerikanischen Kirchengruppen

Mit Recht hat Adolf Keller in CW 1930/17 auf einen Aufsatz hingewiesen, den Professor H. Niebuhr, Dekan des Eden Theological Seminary der (Deutsch-)Evangelischen Synode von Nordamerika, im Christian Century 1930/30 über Aufgabe und Probleme einer deutsch-amerikanischen Verständigung geschrieben hat. Denkt man an die Gegensätzlichkeit von angelsächsischem Christentum empirizistischer und „neu-calvinistischer" Prägung auf der einen und deutsch-kontinentalem Evangeliumsverständnis theologischer und lutherisch-reformatorischer Art auf der andern Seite, so gewinnt diese Frage doppelt an Bedeutung. Wie sehr man hier um die ökumenische Aktualität gerade dieser Gegensätzlichkeit weiß, zeigt etwa ein Aufsatz von H. Richard Niebuhrs Bruder Reinhold (New York) über „Europas religiösen Pessimismus" (Christian Century 1930/34). Mir ist diese ökumenische Perspektive von hier aus besonders wichtig, weil ihre Gegensätzlichkeit zugleich einen inner-amerikanischen Gegensatz berührt. Denn man kann nicht leugnen, daß amerikanischer Protestantismus in seiner herrschenden neu-calvinischen und aktivistisch-pragmatischen Form ein, wenn auch nunmehr eigenwuchernder, pionierhaft-kolonialer Sproß angelsächsisch-empirischen Christentums ist. Dieser anglo-amerikanischen Form steht jedoch die Eigentradition der kontinental-amerikanischen, deutsch- und skandinavisch-lutherischen Kirchengruppen gegenüber, trotz melting pot und hochwogenden amerikanischen Nationalbewußtseins bis heute noch weithin in starker Isolation und Eigenheit.

Aus dieser konkreten Lage heraus steigt nun der besondere, aktuelle Schicksals-Anspruch und -Anruf an die kontinental-amerikanischen Kirchengruppen, ihre Eigengüter der anglo-amerikanischen Umwelt und Mitwelt lebendig zu vermitteln und auf diese Weise „Brücken zu bauen". Selbstverständlich ist dies nur eine der möglichen „Brücken", vielleicht nicht einmal die wichtigste, und doch bestand sie, wenn auch im Dunkeln gelegen und bisher nicht ausgebaut, schon längst natürlich-geschichtlich, ja sagen wir providentiell. Professor W. A. Brown, einer der vornehmsten leitenden amerikanischen Geister, bekannt als Führer in der ökumenischen wie inner-amerikanischen Einigungsbewegung (Keller weist hin auf sein bekanntes Werk The Church in America; sein selbstbiographischer Beitrag bildet übrigens den Auftakt des ersten Bandes der von E. Stange herausgegebenen Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen) schob seinerzeit dem ersten deutschen fellow in Union Theological Seminary nach dem Krieg die Pflicht ins Gewissen, die ein Deutscher in Amerika nun habe: die neu-reformatorische deutsche Theologie hierselbst verständlich zu machen. Genau so gilt es jetzt, mutatis mutandis, solche Pflicht des Nahebringens, Mitteilens, Vermittelns im großen und ansprechenden Stil den amerikanischen Denominationen der „deutschen Reformation" innerhalb der anglo-amerikanischen Kulturwelt ins Gewissen zu schieben. Sie sind „Kairos"-haft aufgerufen, das ihnen natürlich-geschichtlich von Gott anvertraute Pfund im amerikanischen „Misch- und Schmelztiegel der Völker" auszumünzen und mitzuteilen, zu ihrem eigenen und des Nächsten Besten!

2. Das Luthertum

Auf dem rechten Flügel hier kommt es nun besonders darauf an, sein Pfund nicht in konfessioneller Vereinzelung sektenhaft zu vergraben und verrosten zu lassen und seinen Schatz unausgemünzt für Umwelt und Zeitgeist vorzuenthalten!

Das ist durchaus die Gefahr bei den lutherischen Gruppen, von den Missourer Sachsen über Jowa bis zur United Lutheran Church, so sehr ich auch, zumal seit freundschaftlichen Unterredungen mit intellektuellen Vertretern amerikanischen Luthertums (und nicht zuletzt seit Erfahrungen in der Evangelischen Synode) die „amerikanische" Notwendigkeit eines stärkeren Konfessionalismus und Konservatismus anerkenne, mehr als auf europäischem Kontinent angebracht wäre. Wahr ist, das Luthertum hier hält sein Erbgut in strengster Wachsamkeit und verwahrt darum so viele reformatorische Grundelemente in seinen Schatzkammern — Grund zu mancher Hoffnung. So sieht auch Lic. Hermann Sasse in seinem ausgezeichneten „Amerikanischen Kirchentum" (Wichern Verlag 1927) von hier aus allein der unausweichlich kommenden kritischen „Wahrheits"-Frage die reformatorisch-protestantische Antwort kommen, die der Pragmatismus des Federal Council nicht mehr besitzt. Mit Recht weist er darauf hin, daß das Beste, was das deutsche Volk zur werdenden amerikanischen Kultur beigetragen hat: das Erbe der deutschen Reformation, hier in den lutherischen Kirchen vorhanden ist und daß hierauf ihre Bedeutung beruht für die religiöse Zukunft der Vereinigten Staaten.

Nun aber die Kehrseite hierzu! Zumal auf dem Kontraftgrunde der einflußreichen Wirksamkeit von Männern wie dem Deutschschweizer Philip Schaff — auch von jetzt lebenden Forschern, wie etwa dem Alttestamentler Julius Bewer — ist die theologische Vereinzelung und Verkrustung des amerikanischen Luthertums, das sich in der überkommenen Orthodoxie hält, sehr bedauernswert.

Dazu kommt aber noch mehr: Die sozial einfachen Einwandererschichten können erst allmählich heranwachsen zu Einfluß und Geltung in den höheren und maßgebenden kulturellen Schichten. Die theologischen Seminare müssen sich mehr und mehr noch entwickeln zu Pflanzschulen produktiver Wissenschaft. Die Einigungsbewegung des zersplitterten Luthertums ist mit noch weit größerer Energie zu betreiben. Auch Sasse weiß, daß bei allem starken (!) kirchlichen Eigenwachstum die lutherischen Gruppen vorerst nur wenig Einfluß haben auf amerikanisches Geistesleben, und daß sie mit den Mitteln einer großen Theologie, die zu Größerem dienen muß als nur zur Verteidigung der altprotestantischen Rechtgläubigkeit, die andern Kirchen zur Auseinandersetzung mit den Prinzipien der Reformation zwingen sollten. Das offenste und trübste ausführliche Bild dieser negativen Züge zeigt Lic. Dr. Carl Schneider (Riga-Leipzig) in seinem klarsichtigen Reisebericht „Bei den deutschen Lutheranern in Australien" (Leipzig 1929) und seinem sehr bemerkenswerten Aufsatz in der Franz Rendtorff-Festschrift (Leipzig 1930) über „Das Evangelium der deutschen Reformation in angelsächsischem Gewand". Er kommt angesichts dieser dunklen Züge zum „Lasciate ogni speranza", ja zur Warnung des europäischen Luthertums vor der amerikanischen Gefahr. Unter den vereinzelten rühmlichen Ausnahmen nennt Schneider zumal Professor D. Dr. John Oluf Evjen in Hamma Divinity School of Wittenberg College, Springfield, Ohio (Vereinigte Lutherische Kirche), der nach ihm zu Amerikas bedeutendsten Kirchenhistorikern zählt und durchaus „deutsche Frömmigkeit und Theologie vertritt". Und es ist wie eine ominöse Bestätigung von Schneiders pessimistischer Horoskopie, wenn — gleichzeitig mit den Niebuhrschen Artikeln, also in einem Moment des Durchblicks! — das Christian Century (1930/33) die überraschende Hiobspost von der ganz plötzlichen Entlassung (!) dieses so gerühmten und bei den Studenten beliebten Lehrers bringt, eines hier geborenen Skandinaviers, Doktors der Philosophie von Leipzig (1903), Schülers von Hauck und Mitarbeiters an der Protestantischen Realenzyklopädie. Hoffen wir, daß hierüber noch nicht das letzte Wort gesprochen ist!

Auf jeden Fall aber scheint mir der Lutherische Weltkonvent den äußerst wichtigen Kontakt zu bieten für das kontinentale Luthertum, die amerikanischen Gruppen zur Mobilisierung, zur Ausmünzung und Mitarbeit hierselbst mit aller Kraft anzuregen. Und warum besorgt man, nebst Studentenaustausch und Vortragseinladungen, z. B. nicht mehr deutsche Theologen auf lutherische Lehrstühle hier, aus Leipzig und Erlangen, etwa Schüler von Elert, wie Carl Schneider eine Zeitlang exegetisch in Springfield diente! Wenn auf anglo-amerikanischer Seite ein reger Geistesaustausch besteht samt durchaus nicht unbeliebter Berufung von britischen Theologen und samt Komiteeinrichtung für den gegenseitigen Austausch von englischen und amerikanischen Kanzelrednern (vgl. A. Keller über die Kongregationalisten CW 1930/15), — warum nicht mutatis mutandis Ähnliches in stärkstmöglichem Maße für die Lutheraner?!

3. Die Evangelische Kirche

Auf dem anderen, linken Flügel stehen die weniger konfessionellen Gruppen deutscher Reformation. Hier nun liegt infolge der größeren Aufgeschlossenheit zumal der jüngeren Generation die Gefahr des Versagens gerade in der umgekehrten Richtung: Zersetzung und Verlust des kontributionskräftigen Reichtums deutsch-reformatorischer Güter in einer schlechterdings anglo-amerikanisch bestimmten Einschmelzung.

Davon freilich, daß die Deutsch-Reformierten in gewisser Weise dem Zeitanruf zu entsprechen scheinen, war schon mit Anerkennung die Rede (vgl. „Bücher der Krisistheologie in Amerika" CW 1930/22). Mögen sich die kontinentalen Deutsch-Reformierten, die Beziehungen haben, wie etwa Kolfhaus, um die Sache bemühen!

Kritischer aber liegen die Dinge in der evangelischen Kirche (Evangelical Synod of North America), die pietistisch-lutherisch nach Wesen und Überlieferung, den deutschen evangelisch-unierten Kirchen entspricht und aus ihren Reihen sich rekrutiert. Sanglos, klanglos treibt man hier teils in naiver Harmlosigkeit, teils aber mit kirchenpolitischer Bewußtheit und Zielsetzung, dahin, statt das gegenwärtig in Breite und Tiefe bei Pastoren und Gemeinden durchaus noch zäh vorhandene, aktuell so wertvolle Erbgut der deutschen Reformation in charaktervoller Energie und gehorsamer ernster Bemühung auszumünzen und machtvoll beizusteuern, ohne solch wesentliche Beisteuerung sich zu „akkomodieren" an die herrschende moderne anglo-amerikanische Linie. Wenn der lutherische Symboliker Professor E. H. Klotsche (Christian Symbolics, Burlington, Jowa 1929) diese Synode stärkst-lutherischer Erbmasse als Anhang zu den reformierten Kirchenkörpern Amerikas behandelt, so mag das nur die konfessionell-lutherische Wertung zeigen. Wenn aber Lic. Hermann Sasse (1927) von ihr sagen zu müssen glaubt, daß sie „rettungslos im Calvinismus unterzugehen scheint", so ist mit dieser Kategorie zweifellos die eben beschriebene Tendenz bemerkt und gemeint. Auch Carl Schneider deutet bei dem betrüblichen Thema der bewußten „Entdeutschung", die in vielen Fällen nicht etwa von unten, von den Gemeinden, sondern von oben ausgehe, neben den lutherischen Gruppen auf die Evangelische Synode,

mit dem sehr beachtenswerten und wichtigen Hinweis auf Bewußtheit und Absichtlichkeit dieser Entwicklung: „Man will gar nicht den Geist der Reformation in edle englische Formen umgießen, was durchaus möglich wäre." Man bedenke, daß diese Kirche wahrlich wie keine andere eine rein deutsche Geschichte hat, ihrem „Wesen nach ... kernig deutsch, wie Luther", schrieb Juni 1915 noch ihr Generalpräses im offiziellen Vorwort zu ihrer Geschichte, die anläßlich des 75jährigen Synodaljubiläums herausgegeben wurde! Generalsuperintendent D. Dibelius (Berlin), der als Delegat der deutschen Mutterkirche 1921 schon in dem mehr deutsch-lutherischen Gewebe einen Einschlag calvinistischen Geistes und methodistischen Wesens glaubte feststellen zu müssen (vgl. H. Kamphausen, Geschichte des Religiösen Lebens usw. St. Louis 1924) hat ohne Zweifel das Seine getan, die Fäden fester zu knüpfen. Professor D. Grützmacher wirkt seit Jahren bis heute durch seine regelmäßigen Beiträge in der denominationellen theologischen Zeitschrift (Theological Magazine of the Evangelical Synod of North America, St. Louis) mit, das Interesse an deutscher Theologie und ihre Vermittlung zu fördern. D. Dr. Hermann Werdermann (jetzt Hannover) war als deutscher Austauschprofessor von der Berliner Universität ein Semester am Eden Theological Seminary lehrend und anregend tätig, wovon er in seinem sehr interessant erzählenden Buch über „Das Religiöse Angesicht Amerikas", (Gütersloh, Bertelsmann, 1926) berichtet, durch das er die Evangelische Synode" in Deutschland näher bekannt gemacht hat. Weiter wandte sich der Präsident des deutschen Kirchenausschusses D. Dr. Kapler 1927 in einem offiziellen Antwortbrief an Generalpräses Baltzer hier mit der Versicherung an die Synode: „daß der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß alle Ihre Bemühungen zur Wahrung des deutsch-reformatorischen Erbes mit lebhafter Teilnahme und mit dem Wunsche verfolgt, daß es auch unter schwierigen Verhältnissen gelingen möge, dieses Erbe zu behaupten und sich immer stärker auswirken zu lassen..."! Der erfahrene Senior-Professor des theologischen Instituts, der in einem sehr vorsichtigen „Rückblick" über 25 Jahre seiner Lehrtätigkeit zu dem Schluß kommt, daß „an die kirchliche Treue der Einzelnen große Anforderungen gestellt werden", hat, nebst seinen Freunden in Fakultät und Kirche, es an mannigfachen Mahnungen und Warnungen nicht fehlen lassen.

Dennoch hat seit einigen Jahren eine anglo-amerikanisierende Richtung das Steuer in der Hand und wendet die seltsam leicht und sicher zu leitende Kirche zur Umorientierung am angelsächsischen Kirchentum. Manches verstehen heißt hier wahrlich nicht alles entschuldigen! Wohl gemerkt, das Tadelnswerte läge beileibe nicht in einer neugewonnenen Aufgeschlossenheit gegenüber dem amerikanischen Gesamt-Protestantismus und in stärkster Verbindung wie Mitarbeit mit ihm. Im Gegenteil, hier scheint mir durchaus ein lobenswerter Fortschritt zu liegen über die Isolierung der Vergangenheit wie die anderer verwandter Gruppen hinaus. Aber eine das Eigene aufgebende Abwendung von deutsch-reformatorischer Überlieferung, Natur und Bildung, und eine Hinüberleitung in lediglich rezeptive Einstellung auf angelsächsisches Kirchentum ohne wesentliche Bemühung um machtvolle, schöpferische Mitarbeit aus dem eigenen auszumünzenden Schatz der deutschen Reformation, eine solche Neu-Orientierung ist allerdings auf das höchste betrüblich und sollte auch den Besten der anglo-amerikanischen Umwelt nicht willkommen sein! Unter diesem Gesichtspunkt ist es z. B. sehr bedauernswert, daß ein junger, bei den Studenten beliebter Professor am Eden-Institut, der den Anregungen zur Auswertung deutsch-reformatorischen Glaubensgutes und Anregungen der modernen deutschen Theologie der Krisis in überraschender Weise offenstand, entlassen wurde. Eine kürzlich geplante und betriebene organische Union der Evangelischen Synode mit der Reformierten Kirche und der methodistisch eingestellten Sekte der „Vereinigten Brüder in Christo" (United Brethren in Christ, Gründung Otterbeins 1800) zu einer „Vereinigten Kirche in Amerika" zeigt das Ziel. Es ist sehr beklagenswert, daß die bei dieser Gelegenheit aufsteigende Klarheit hie und da einen aus der leicht lenkbaren Geistlichkeit herausragenden evangelischen Pastor bewog, den schweren Schritt des Austritts aus der Evangelischen Synode und des Übertritts zum Luthertum zu tun, weil, wie es einer besonders klarsichtig ausdrückte, es gottgegebene Aufgabe sei, das Frömmigkeitsgut der deutschen Reformation zum Wohle Amerikas zu wahren, zumal angesichts einer nicht mehr allzu fernen Krise!

Der Führer aber dieser anglo-amerikanisierenden Richtung ist H. Richard Niebuhr (zweite Generation in Amerika!). Wenn also Adolf Keller die Kategorie „Der Deutsche in Niebuhr" anwendet und davon redet, daß in Niebuhr „zugleich ein Deutscher und ein Amerikaner" spreche, so wird hoffentlich diese deutsch-amerikanische Analyse keiner Sensibilität und Animosität begegnen! Niebuhrs Vorschlag einer gewissen deutsch-amerikanischen Verständigung ist schlechterdings, bewußt und betont, nur von der beherrschenden anglo-amerikanischen Plattform aus gemeint, durchaus nicht im Sinne von, vielmehr in bestimmtem Gegensatz zu jener erörterten Aktualisierung und Ausmünzung, Beisteuerung und Vermittlung von dem Boden des deutsch-amerikanischen Kirchentums her. Damit bleiben jene größeren, ganz und gar unausgeschöpften Möglichkeiten verschüttet. Auf diesem Hintergrund gesehen erscheint Niebuhrs Versuch allerdings eigentümlich beschattet und fragwürdig. Und angesichts der äußerst entschieden durchgeführten oben skizzierten Umorientierung berührt Niebuhrs Betonung einer „ökumenischen" Einstellung und der Gefahr eines amerikanischen „Provinzialismus", eines „puren Aktivismus", einer „Passion für kurzsichtige Reformen" usw. seltsam genug.

Dazu ist H. R. Niebuhrs Wahl der deutschen Theologen zur deutsch-amerikanischen Synthesis ein subjektiver Eklektizismus. Zumal über die Wahl Paul Tillichs wird man „baß erstaunt sein" müssen, wie A. Keller mit Recht reagiert. Wenn Niebuhr unter den Religiös-Sozialen — statt etwa den ihm theologisch auch bekannten Georg Wünsch — einen so durchaus akademisch-intellektuellen Vertreter der am wenigsten kirchlichen, am wenigsten organisatorischen, am stärksten individuell und problematisch eingestellten Gruppe heraushebt, den abstraktesten und am meisten spekulativen Geist der Richtung — dann ist diese Wahl für das Land der naivsten Kirchlichkeit, der betonten Organisation, der standard-Psyche und -Ethik, der Einfältigkeit und pragmatischen Verfassung des Denkens und der Betonung des Nützlichkeitshandelns allerdings eine solche, auf die man die Abwertung too German anzuwenden geneigt sein könnte. Jedoch als sehr notwendiges Korrektiv der pragmatischen Theologie können wir Tillich nur auf das herzlichste willkommen heißen.

Damit ist freilich die Frage des Barthianismus nicht negativ erledigt, eher positiv angerührt. Nachdem Brunner in seiner amerikanischen Theology of Crisis so eindrücklich seine sozialethische Einstellung dargetan, sollte jene Parole von der notwendig „destruktiven" Wirkung der Krisistheologie für das Sozialethos auch hier endlich verschwinden. Man sieht deutlich genug — in den jüngsten Nummern der CW etwa an Bizers Art — die ganz konkreten praktischen Verbindungsmöglichkeiten bis in die Reihen der jüngsten Religiös-Sozialen. Das andere Bedenken aber, hier einem wiederaufgelebten Orthodoxismus gegenüberzustehen, ist ebenso zu zerstreuen. Was ist denn anderes Sinn und Geheimnis der dynamischen ökumenischen Wirkung der Barthschen Bewegung als der in ihr fundamental vorhandene und gemeinte religiöse Realismus! Die Wege möglicher Scholastik (etwa in Barths Prolegomena zur Dogmatik) brauchen durchaus nicht mitgegangen zu werden. Solche Ansatzpunkte müssen allerdings herausgearbeitet und entwickelt werden: die aufbauende Bedeutung gegenüber bloß abbauender Kritik, die „realistische" Wendung gegenüber drohender Scholastik wie die „sozialethische" Kraft gegenüber drohendem Quietismus, soll der Barthianismus (im weiten Sinne bestimmender Grundgedanken!) für das moderne Amerika annehmbar und fruchtbar werden!

Im übrigen ist man ja schon in den breiteren Kreis der Krisis-Theologie eingetreten mit Tillichs Absolutismus des Unbedingten, seiner bloß „symbol"-theologischen Beziehung des Irdischen auf das Göttliche, seiner Dialektik, seinem Paradoxismus, seiner aktuell-eschatologischen Einstellung. Und darüber kann doch kaum ein Zweifel sein, ob Tillich oder Barth mehr positive Anknüpfungspunkte an die amerikanische Tradition haben mag, die in calvinistischer und biblizistischer Bestimmtheit heraufwächst, unbeeinflußt vom spekulativen deutschen Idealismus, konkret-pragmatisch um Kirche und Handeln bekümmert. Da hat Barth ohne Frage den Vorrang. Freilich wünschten wir von ganzem Herzen Tillichs korrektive Grundgedanken hierher und haben sehr freudig freundschaftlicher religionsphilosophisch interessierter Seite andererorts zugestimmt, die eine Einladung Tillichs nach Amerika anzuregen sich bemüht. Doch steht seine Wahl nirgends anders als im Zeichen des Einflusses der Theologie der Krisis.

Wie tief jedoch wirklich, wenn auch die notwendig gewordene Abwehr des emanzipierten amerikanischen Humanismus die frühreifen Geister empfänglicher macht, die Krisistheologie die hiesige Geisteshaltung wird durchdringen können, bleibt fragwürdig und abzuwarten.

St. Louis, Missouri Werner Petersmann

Caveant Consules!

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen hat ungeahnte Erfolge errungen. An seine Spitze ist der Vizepräsident des Preußischen Oberkirchenrats getreten und wo er auftritt, glänzt es von kirchlichen Würdenträgern. Niemand würde sich mehr freuen als wir alten Freunde des Weltbundes, die ihm angehörten, als er noch ein Rufer in der Wüste und seine Schar ein kleines Häuflein war, wenn nun wirklich das Ziel erreicht und die deutsche Kirche von dem Gedanken des Weltbundes so völlig erfüllt wäre, daß eine offizielle Teilnahme der Kirchen stattfände. Kein Zweifel, daß Stockholm und Lausanne, die ohne den Weltbund nicht zustandegekommen wären, ein gut Stück zu dieser Entwicklung beigetragen haben.

Aber entsteht in dem Augenblick, wo der Weltbund für die Kirchen hoffähig geworden ist, für ihn nicht die Gefahr, die jede Verbreiterung fast naturgemäß mit sich bringt? Die Gefahr der Verflachung und Verwässerung? Am 10. April hat eine Re-

gionalkonferenz in Dessau stattgefunden, deren Verlauf solche Besorgnisse gerechtfertigt scheinen läßt. Schon die Andacht, die der Leiter der Anhaltischen Landeskirche hielt, stellte nicht die Freundschaft zu den andern Kirchen in den Mittelpunkt, sondern zählte die Forderungen auf, die erst erfüllt werden müßten, wenn Deutschland sich mit anderen Völkern zusammenfinden sollte, kehrte also die Gedanken des Weltbundes geradezu um. Der Vortrag, den Pfarrer Kaiser-Wilmersdorf über die Bedeutung des nationalen Staates hielt, zeigte überall das eifrige Bestreben, sich gegenüber den „Nationalen Parteien" zu legitimieren, und war stellenweise fast untragbar für die alten Freunde des Weltbundes, so, wenn eine kirchliche Feier des 28. Juni mit Predigt über § 232 des Versailler Vertrags gefordert wurde; diesen Paragraphen müsse man in die Religionsbücher mit hineindrucken, er gehöre hinein in die Auslegung des achten Gebots. Von der Tagung in Stockholm wurde geurteilt, der Versuch sei nicht geglückt, weil die Hauptfragen nicht angerührt werden durften; das Wertvollste seien das Auftreten Zöllners und die Schlußerklärung der deutschen Legation gewesen. Der Freundschaftsbund wurde auf die gleiche Linie mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland gestellt: Sympathie für die Völker, die von ihrer Gebundenheit frei werden möchten, Indien, Ägypten; Achtung für die Völker der Macht, „soweit ihre Macht in Ehren erworben ist". Es sei eine bedenkliche Sache, gegenüber der neu erwachenden nationalen Bewegung immer wieder zu hemmen und zu beruhigen. „Wehe dem, der sein Volk waffenlos macht. Die Ritterschwerter trugen oben ein Kreuz."

Die Aussprache brachte natürlich lebhaften Widerspruch gegen solche Ausführungen. Aber ist der Weltbund in diesen Fragen wirklich nur ein Sprechsaal für die verschiedenen politischen Anschauungen, oder wird nicht vielmehr seine eigentliche Aufgabe unter den Tisch geworfen und seine segensreiche Wirkung durchkreuzt, sein Ruf in der Welt geschädigt, wenn es auf diesem Wege weiter geht*)?

Jeßnitz Ewald Stier

Wöchentliche Chronik

Der britische Hygienekongreß des Royal Institute of Public Health, gegründet 1886, hat die Gewohnheit, in jedem zweiten Jahr außerhalb Großbritanniens zu tagen. So diesmal in Frankfurt am Main 19.—24. Mai. Am Pfingstsonntag, den 24. Vormittag 8.30 hielt er dort in der Paulskirche seinen Gottesdienst ab. Dr. Melle, der Direktor des methodistischen Prediger-Seminars in Frankfurt, predigte, der englische Generalkonsul daselbst hielt die Schriftlektion.

Auf Antrag von Missionsdirektor Knak beschloß die Kreissynode Berlin I einstimmig, sie „würde es begrüßen, wenn der Deutsche Evangelische Missionsbund einen Weg fände, um sich aus voller Überzeugung auch die Ostasienmission anzugliedern. Sie bittet ihre Mitglieder, daran mitzuarbeiten, indem alles unterlassen wird, was diese Entwicklung hindert, und vertraut, daß der Deutsche Evangelische Missionsbund keine Gelegenheit versäumen und keinen möglichen Weg unbeschritten lassen wird, der zu diesem Ziele führt". Prbl 20

Die Professoren Althaus in Erlangen und Hirsch in Göttingen veröffentlichen eine Erklärung über die Evangelische Kirche und die Völkerverständigung, an deren Schluß es heißt: „Eine christliche und kirchliche Verständigung und Zusammenarbeit in den Fragen der Annäherung der Völker ist unmöglich, solange die anderen eine für unser Volk mörderische Politik wider uns treiben. Wer da glaubt, der Verständigung heute anders dienen zu können als so (durch offene Aussprache der Gegensätze), der verleugnet das deutsche Schicksal und verwirrt die Gewissen im Inlande und Auslande, weil er hier der Wahrheit nicht die Ehre gibt." DEK 22 AELKZ 23 Rb 132

In der Kurmark wurden zur Linderung der Erwerbslosennot ½ Million kirchliche Mittel aufgebracht, davon 85% aus persönlichen Opfern der Gemeindeglieder. EPD

Die landeskirchliche Kirchenmusikschule in Eckernförde, die erste ihrer Art in Deutschland, mußte nach siebenjährigem Bestehen geschlossen werden, nachdem der Staat die bisher überlassenen Übungsinstrumente für die pädagogischen Akademien zurückgefordert hat.

Zu der Verfügung des Landeskirchenamts Kiel, die die Verwendung ungegorenen Traubensaftes bei Abendmahlsfeiern besonders für Konfirmanden gestattet (CW 11), urteilt AELKZ 21, das sei eine Brechung und Änderung des Testaments Christi: „Abendmahl ohne Wein ist Kelchentziehung, Abendmahl mit ungegorenem Traubensaft ist Imitation. Und das soll schon an Konfirmanden geübt werden: Imitation statt stiftungsgemäßes Sakrament?"

*) Inzwischen hat der deutsche Zweig des Weltbundes in Hamburg getagt. Wir werden ja auch für unser Blatt einen Bericht erhalten. DH

Pfarrer Kleinschmidt in Eisenberg wurde vom thüringischen kirchlichen Dienstgericht, das hierbei zum ersten Male seit Bestehen der thüringischen Kirche tätig war, zu 200 M. Strafe verurteilt wegen Übertretung der Verfügung des Landeskirchenrats: Verbot der politischen Betätigung der Pfarrer. (Dieses Verbot hat die jüngste Synode inzwischen aufgehoben: s. 9, 436 f.) Die Religiösen Sozialisten wollen über die Zulässigkeit des Verbots, das nach einem Gutachten von Professor Radbruch der Reichsverfassung widerspricht, eine Entscheidung des thüringischen Oberverwaltungsgerichts herbeiführen. FZ 384/86

Der Thüringische Landtag beschloß die Aufhebung der Frickschen Schulgebetsverordnung vom 16. 4.

Dem Braunschweiger Landtag ist ein Gesetz zugegangen, das eine Verständigung mit der Kirche vorsieht, nachdem der erste von etwa 400 Prozessen der Kirche gegen den Staat zu Gunsten der Kirche ausgefallen ist. Prbl 20

Der Braunschweigische Landeskirchentag nahm einen Vertrag mit dem Staate über Trennung des Schul- und Opfereivermögens und Zahlung der staatlichen Zuschüsse zu den Organistenvergütungen an, der von der Kirche starke Verzichte fordert.

Der Bund sozialistischer Freidenker hat an dem Parteitag der SPD eine Entschließung gegen die Religiösen Sozialisten gesandt, in der es heißt: „Die Religiösen Sozialisten leisten gewollt oder ungewollt dieselben Helferdienste wie die Kirchen." Sie finden bei ihnen „das Gegenteil eines notwendigen proletarischen Notbewußtseins und marxistischen Kampfwillens". Der Bund Religiöser Sozialisten hat protestiert und bittet den Parteitag: „in eindeutiger Form und vor aller Öffentlichkeit durch einen Beschluß bekannt zu geben, daß die Partei nach wie vor auf dem Standpunkt der weltanschaulichen und religiösen Neutralität steht, und daß die bewußt christlichen Parteigenossen dasselbe Recht und die gleiche Anerkennung in der Partei genießen wie die Freidenker". RelSoz 20

Die Bibelforscher teilen mit, daß eine Änderung ihres Namens in internationale Bibelstudentengesellschaft (CW 8) „nicht beabsichtigt sei". ED 22

Die deutsche evangelische Heimstättengesellschaft (Devaheim) mußte ihre Zahlungsunfähigkeit erklären.

Im Februar dieses Jahres ist in Deutschland eine gemeinnützige „Gesellschaft zur Förderung der Fürsorge für Alkoholgefährdete" mit einem vorläufigen Eigenkapital von 20 000 M. gegründet worden, die sich zur Aufgabe setzt: „Die tätige Anteilnahme an der wissenschaftlichen Erforschung der Alkoholschäden und der Mittel zu ihrer Verhütung und Beseitigung, die Bereitstellung von Hilfsmitteln hierfür, sowie die Verbreitung der einschlägigen Erkenntnisse zum allgemeinen Besten."

Ein besonderer Segen für die Weihe von Rundfunkstationen ist zusammengestellt worden, der mit dem Gebet schließt: „Herr Jesus Christus, der du deinen Aposteln gesagt hast: Predigt das Evangelium jeder Kreatur, segne, segne diese Maschinen, bestimmt, die Atherwellen zu rufen, damit wir durch den Austausch der apostolischen Worte auch mit den fernen Völkern in einer einzigen Familie mit dir vereint sein können." DEK

In Österreich hat die Staatsanwaltschaft gegen den Anhänger des Professor Ude, Ingenieur Soyka, wegen scharfer Kritik des Kanzelverbotes durch den Fürstbischof für Professor Ude die Ehrenbeleidigungsanklage erhoben; das Bezirksgericht Döbling verurteilte Soyka zu 500 S Geldstrafe. VolkszWien 20. 4.

Der vor zwei Jahren in der presbyterianischen Kirche von Wales wegen Irrlehre seines Amtes entsetzte Pastor D. Refyn Williams hat seinen Irrtum bekannt, und bittet um Wiederzulassung. RefKz 21

Bei Zwischenfällen zwischen Faschisten und Angehörigen der Katholischen Aktion unter den Studenten wurden die Fensterscheiben päpstlicher Institute zertrümmert und das päpstliche Wappen beschädigt. Das Gebiet des Vatikans wurde von einem Militärkordon umgeben.

Die italienischen Polizeibehörden haben die Vereinshäuser der Katholischen Aktion gesperrt, obwohl der Papst die Leitung der Aktion in die Hände der Bischöfe gelegt hatte. Der Papst hat durch seinen Nuntius einen formellen Protest beim königlichen Hofe eingelegt und Genugtuung gegen die dem Konkordat widersprechende Verletzung der exterritorialen Gebäude des Vatikans durch die Demonstranten eingelegt. Zwischen Mussolini und dem Vatikan finden Friedensverhandlungen statt: die Katholische Aktion soll auf neuer Grundlage wieder aufgebaut und von der Regierung anerkannt werden.

Die provisorische spanische Staatsverfassung erklärt in Artikel 3, die Gewissensfreiheit, Glaubensfreiheit und Kultfreiheit respektieren zu wollen. Die Regierung hat verordnet, daß Niemand verpflichtet ist, sein Religionsbekenntnis anzugeben, Niemand, auch nicht der im Staatsdienst Stehende, gezwungen ist, an religiösen Zeremonien, Festen usf. teilzunehmen, daß alle Bekenntnisse öffentlich und privat ihren Kultus ausüben können, soweit sie nicht gegen die Gesetze und die öffentliche Ordnung verstoßen.

Sämtliche ausländische Jesuiten haben Spanien verlassen, die spanischen sich zu ihren Familien begeben; ein kleiner Rest begab sich nach dem Stammsitz des Ordens Loyola, um von dort aus gemeinsam das Land zu verlassen. DEK

Der zum Leiter der hebräischen Abteilung der Bibliothek des Vatikans berufene jüdische Gelehrte Naftali Fried aus Frankfurt a. M. hat die Berufung unter den Bedingungen rituellerer Beköstigung, täglichen jüdischen Gottesdienstes, der Sabbatruhe und Übersiedlung von noch neun Juden zur Gründung einer Synagogengemeinde angenommen. EvKBlPos 8

In Riga wird eine Fakultät für römisch-katholische Theologie begründet.

Das frühere evangelische Predigerseminar in Wittenburg in Westpreußen war nach der Liquidation einem katholischen Nonnenkloster übergeben, dann in eine Landwirtschaftsschule umgewandelt, es steht jetzt leer und unbenutzt da. Man will eine Gartenbauschule dort unterbringen. Die Freigabe der dort noch lagernden der evangelischen Kirche gehörigen umfangreichen Bibliothek, die sich hauptsächlich aus theologischen Werken zusammensetzt und bei der späteren Benutzung des Hauses gänzlich überflüssig war, hat trotz mehrfacher Eingaben an die Regierung bisher noch nicht erreicht werden können, obwohl das jetzt in Posen befindliche Predigerseminar die Bücherei sehr schmerzlich entbehrt.

In Radom erscheint eine katholische Monatsschrift unter dem Titel: „Prawda Katolicka" (Katholische Wahrheit), die sich mit der Propaganda der Sekten in Polen befaßt. Die Zeitschrift bringt auch Nachrichten über den Protestantismus in Polen. EwPol

Der 33. Eucharistische Kongreß wird 1936 in Polen stattfinden.

Seit Anfang des Jahres erscheint in Moskau ein neues Organ der Patriarchalkirche unter dem Namen „Bote des Moskauer Patriarchats".

Nach Prawda 21. 11. 30 sind vom chinesischen Komsomol Jugendgruppen ins Leben gerufen, deren Mitgliederzahl von einigen 10 000 in 1929 auf eine Million in 1930 gestiegen ist. AELKZ 21

Von Personen. Ernannt: D. Georg Wünsch, a. o. in Marburg, zum ordentlichen Professor für Ethik, Sozialethik und Apologetik ebenda. Angenommen: Tübingen von Professor D. Hanns Rückert in Leipzig. Berufen: Professor D. Renatus Hupfeld in Rostock nach Heidelberg für praktische Theologie als Nachfolger von Bauer. Habilitiert für systematische Theologie: Lic. Dr. Helmuth Echternach in Greifswald, Lic. Heinz Erich Eisenhuth in Leipzig. Promoviert: Pfarrer Karl Balthasar in Ammendorf zum D. von Halle; Superintendent Alexander Schöneich in Lublin zum D. von Warschau. Gestorben: Prediger Gustav Tschirn in Wiesbaden, Ehrenpräsident des Bundes für Geistesfreiheit. ESt

Verschiedenes

Für schlaflose Nächte

In der Kriegszeit gaben wir ein Schriftchen heraus: Für schlaflose Nächte. Es waren darin einige, meist unbekannte, Strophen gesammelt, die wie für diesen Zweck oder eigens für diesen Zweck entstanden sind. Das Schriftchen ist längst vergriffen und wird immer wieder verlangt. Ein Verlag, dem das liegt, sollte es neu herausbringen.

Hier etwas zur Ergänzung:

Für schlaflose Nächte

Gib mir nach des Tages Last,
Herr, in süßem Schlaf nun Rast;
Daß ich nicht auf heißem Pfühle
Nutzlos mir den Kopf zerwühle
Ohne Frieden, ohne Ruh —
Vater, drücke mir die Augen zu!

Leg mir Deine Hand aufs Haupt
Daß mir nichts den Schlummer raubt,
Weder Liebes noch auch Leides —
Dir befehle ich nun beides.
Kurz ist nur die Nacht bemessen,
Gib mir seliges Vergessen.

Cincinnati J A Bucher
Herausgeber des Christlichen Apologeten

Hoffnungslos! Zwei Bilder.

Ein religiössozialer Pfarrer reist aus Thüringen nach Dresden und spricht dort vor sozialdemokratischen Arbeitern. Selbstverständlich redet er sie an: „Liebe Genossen". Allgemeiner Protest. Ein Pfarrer kann nicht ihr Genosse sein, auch wenn er ihrer Partei angehört. —

Große Pfarrerkonferenz. Thema: Krieg und Friede. Der Redner, als Theologe anerkannt, konservativ, redet davon pazifistisch. Ein andrer, liberal, unterstützt ihn. Alle Übrigen, etwa achtzig — eisiges Schweigen. —

Was ist da hoffnungslos?

Es ist, menschlich gesehen, keine Hoffnung vorhanden, zwischen der Volksschicht, die von den achtzig Pastoren vertreten wird, und der Volksschicht, die den Genossen Pastor ablehnt, irgendeine innere Gemeinsamkeit herzustellen. Ein volles Jahrhundert hat an diesem Abgrund gebaut. Aber nun ist er da.

Ich wiederhole: menschlich gesehen! R

Lukas 23, 31

„... der gemeinnützige Verein zur Verhütung des Soldatentodes, der Pazifismus" ...

So zu lesen bei Elert, „Morphologie des Luthertums" 1, 408. Einer unsrer besten Theologen ist im Stande so etwa zu schreiben. Grauenhaft. Im Zusammenhang wird es nicht besser. R

Talismane

Talismane spielen heut eine unglaubliche Rolle. Man nimmt das zunächst von der humoristischen Seite, indessen ... Eine Wohlfahrtsorganisation für Blinde — warum nennt man sie nicht einfach? — versendet an Automobilbesitzer das Angebot einer St. Christophorus-Plakette als Schützer und Helfer. (FVK)

Charlie Chaplin

Mittwoch 3 Uhr Filmbeginn: Lichter der Großstadt. Charlie Chaplin auf der Bühne. Wartendes Publikum. Streifen rollen ab. Mittwoch 5 Uhr: Ende des Films? Woher kommen wir? wohin gehen wir? War das wartendes Publikum? Charlie Chaplin auf der Bühne? —

Nichts dergleichen! sondern das Leben spricht, — unser heutiges tägliches Dasein — grotesk — schwül — verschwiegen-keusch — komisch-ernst und unerbittlich. Zuschauendes Publikum und „wir", wir als die Gespielten. Die abrollenden Streifen, das ist mein, dein, unser aller armes hungerndes Leben, jeder Tage mit Lachen und Weinen, Hoffnung und Stumpfsinn — banal bis zum Rande und phrasenlos tief. —

Und Charlie Chaplin? Wer ist Charlie Chaplin — mitten unter uns Lebenwollenden, Selbstmördern, Millionären, Zeitungs- und Rosenverkäufern. Ein Gelächter und Gespött bei Tafeln? Clown beim Tanze und Idiot?

Ja, Hanswurst, Vagabund, Lump und Idiot zugleich, der sich in den Finger beißend überflüssig macht, wenn ein Blinder durch ihn sehend wird. Sind dies die Narren, die Idioten „dieser Welt"? „Ich glaube — ‚er' ist wieder da!" CB

Kleine Mitteilungen

Die Universität Bern veranstaltet 29. Juli bis 1. August, 3. bis 8. August, 10. bis 17. August Ferienkurse mit dem Gesamtthema „Ethik und Wirtschaft". Das Programm ist sehr verlockend. Leiter ist der Dekan der juristischen Fakultät Professor Dr. Tönbury. Redner außer ihm und seinen Berner Kollegen Bauhofer-Genf, Häberlin-Basel, Hellpach-Heidelberg, Hug-Cambridge (Harvard), Keller-Genf, Simons (unser ehem. Reichsgerichtspräsident), Sombart-Berlin, Wünsch-Marburg. Näheres durch Dr. Holzer, Bern, Aebistraße 7.

Der Internationale Versöhnungsbund (International Fellowship of Reconciliation) versendet seine Einladung zu seiner Haupttagung 22.—29. August in Lunteren, Holland. Da dieser Treffort, bei Arnhem, dicht an der deutschen Grenze liegt, ist es wohl uns Deutschen leichter als sonst, daran teilzunehmen. Es lohnt auch sonst sich die Einladungspapiere schicken zu lassen. Thema der Konferenz: „Europas Kampf zwischen Krieg und Frieden". Man wende sich an die Geschäftsstelle: Kaspar Mayr, Wien 7, Döblergasse 2/26.

Die Evangelisch-christliche Einheit hält ihre diesjährige Versammlung auf französischem Boden, in Montbeliard bei Belfort, 10.—15. September. Pastor Birnbaum aus Hamburg und Pastor Lestrin aus Arras leiten die Aussprache ein über „die Evangelisation unter den gottentfremdeten Massen Deutschlands und Frankreichs". Näheres bei Pastor D. Ramband, Gonzenheim bei Bad Homburg i. T., Taunusstraße 10.

Eine Lesefrucht. Seltener Erfolg eines Katheder-vortrags. Von dem Philosophen Gustav Claß erzählt das „Herrnhut" (und es ist schön von ihm, daß es dem Ausgeschiedenen ein so rückhaltloses Gedenken widmet) u. a. Folgendes: „Einst als Claß im Kolleg am Schluß der Vorlesung geradezu inspiriert einen energischen Appell an das religiöse und sittliche Bewußtsein der Anwesenden gerichtet hatte, begleitete ihn das ganze Auditorium, etwa 200 Studenten verschiedener Fakultäten, von der Universität bis zu seiner Wohnung, um ihm die Verehrung und Beistimmung Aller kundzutun."

In Sachen D. Heiler (vgl. 11, 530 ff.) trifft es sich gut, daß soeben der zweite Band seiner „Gesammelten Aufsätze und Vorträge" erscheint. Unter dem Titel „Im Ringen um die Kirche". Bei Ernst Reinhardt in München. 568 S. 12, geb. 14 M. Da ist das ganze Material zum Studium des Mannes aus jüngster Zeit beisammen. Übrigens wird er selbst in unsrer nächsten Nummer zu seiner Sache das Wort nehmen. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 4754. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha, Sonderkonto.

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. Juli